BRUTALBDA

1.17

BRUTAL INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 Die Rückkehr der Gewalt
Cornelius Tafel

9 Du wohnst hier nicht mehr
Erwien Wachter

15 Mamma Roma oder die Affären und das Erbe des italienischen Realismus zwischen Liebe, Macht und Gewalt
Florian Dreher

20 Mit Leichtigkeit gegen Brutalität
Irene Meissner

22 Aufbruch
Cordula Rau

24 Reden über Fassaden. Reden über Architektur
Annemarie Bosch

26 Farbe brutal
Monica Hoffmann

28 In eigener Sache

30 Stadtkritik VIII

34 Brisant

39 Seitenblicke

42 Sieben Fragen an
Jörg Heiler

43 BDA

49 Persönliches

53 Randbemerkt

56 Impressum

EIN WORT VORAUS

Kaum hatte sich die Redaktion für das Thema „brutal“ entschieden, sprang es mich von allen Seiten an. Philosophen sprachen von Ideologien, die zu Brutalität führen, Tierschützer prangerten die brutale Gewinnung von Gänsestopfleber an, Psychologen sprachen von Patienten, die brutal gelitten hätten, dem Mode-Blogger Carl Jakob Haupt geht es um die brutalstmögliche Party. Und Architekten? Sie werden wahrscheinlich zuerst an den Brutalismus denken. Dieser Begriff stammt vom französischen „beton brut“ ab, hat also nichts mit gewalttätig oder schonungslos zu tun, obwohl manche Bauten auf manche durchaus so wirken können. Nein, da habe ich mich getäuscht: Unsere Autoren denken aktuell nicht an den Brutalismus. Sie treiben vielmehr Gewalt und Rücksichtslosigkeit in unserer Gesellschaft um – vom politischen bis zum architektonischen Kontext.

Cornelius Tafel sieht unsere westliche Zivilisation an einem Wendepunkt angekommen: von der Gewaltlosigkeit zurück zur Gewalt (Seite 6). Wie ökonomisches Denken und Bezug zum angestammten Lebensraum brutal kollidieren können, beschäftigt Erwien Wachter (Seite 9). Inspiriert von Pier Paolo Pasolinis Filmen zeichnet Florian Dreher den schillernden Umgang mit dem italienischen Realismus bis in unsere Gegenwart nach (Seite 15). Irene Meissner widmet ihren Beitrag dem Architekten Frei Otto, der die monumentale Architektur der NS-Zeit als brutal bezeichnete und dagegen seine Bauten der Leichtigkeit, Freiheit und Anpassungsfähigkeit entwarf (Seite 20). Das Centre Pompidou mag in der Geschichte seiner Entstehung ein brutaler Akt gewesen sein, doch ist sein demokratischer Ansatz für Cordula Rau immer noch zukunftsweisend (Seite 22). Am aktuellen Fall des Pellerhauses in Nürnberg prangert Annemarie Bosch einen besonders rücksichtslosen Umgang mit einem Baudenkmal an (Seite 24). Dass Farben an Bauten eine brutale Wirkung haben können, auch wenn sie noch so zart sind, erläutert Monica Hoffmann (Seite 26).

Das Adjektiv brutal hat aber auch noch eine ganz andere Bedeutung. Salopp wird es dann verwendet, wenn Begriffe wie sehr, besonders, außergewöhnlich nicht mehr zu genügen scheinen. Vielleicht lesen wir eines Tages in der Zeitung von einem brutal guten Bauwerk.

Monica Hoffmann

BRUTAL

DIE RÜCKKEHR DER GEWALT

Cornelius Tafel

Unsere Gesellschaft hat ein Bedürfnis nach Gewalt. Dieser Eindruck drängt sich auf, wenn wir von Gewalt hören, die weder politisch noch durch persönliche Interessen oder Affekte begründet wird, wie etwa die Gewalt in Stadien, bei der sich gegnerische Hooligans zu ihren Schlägereien geradezu verabreden. Es gibt eine ganze Gewaltkultur in Medien und Computerspielen, bei denen Gewalt nicht nur billigend in Kauf genommen, sondern geradezu zelebriert wird.

Der Prozess der Zivilisation

Wie kommt das? Eigentlich erleben die westlichen Zivilisationen doch einen über Jahrhunderte währenden Prozess der Einschränkung von Gewalt, wie ihn bereits Norbert Elias beschrieben hat, ein Prozess, der sich seit Elias Analyse weiterhin bis heute verstärkt hat. Die Watsche, die angeblich früher keinem geschadet hat, kann heute einen Lehrer sein Amt kosten. Unsere Verschonung vor Gewalt dehnen wir in Gesellschaft und Familie aus, bis hin zu anderen Lebewesen (sofern sie nicht als Nutztiere zu Abermillionen Opfer der Fleischindustrie werden). Und wir machen in diesem Bestreben bei Mensch und Tier auch vor alten Gebräuchen und Ritualen nicht halt, wie Beschneidung, Stierkampf oder Fuchsjagd.

Bilder der Gewalt

Auch die Darstellung von Gewalt durchlief diesen Prozess der Zurückdrängung: Als James Cagney als Titelheld des Films „Public Enemy" 1931 seiner Filmpartnerin eine halbe Grapefruit ins Gesicht warf, war das ein Skandal. Wenig später wurde durch den Hays-Code der Filmindustrie eine Zensur auferlegt, die ein Vierteljahrhundert Bestand hatte. Die tatsächliche Gewalt etwa im Krieg, aber auch in der Gesellschaft wurde ausgeblendet; Ausnahmen in der bildenden Kunst wurden als Provokationen und Tabubrüche verstanden.

In den Medien begann dann auch der Prozess der Umkehr, der Abkehr von Gewaltlosigkeit. Vielleicht als Kompensation für das zivilisatorische Gebot der Gewaltlosigkeit nimmt die Darstellung von Gewalt kontinuierlich zu, Vorreiter ist das Kino der 1970er- und 1980er-Jahre bis hin zur ästhetisierten Gewalt bei Quentin Tarantino. Konnte dies aber noch als eine Sublimation von Gewalt in der Kunst verstanden werden, in einer an sich zunehmend gewaltfreieren Gesellschaft, so gehen heute Gewaltdarstellung und -ausübung Hand in Hand.

Sprachliche Gewalt

Aktuell erleben wir neben der exzessiven Darstellung von Gewalt in den Bildmedien eine unkontrollierte und unkontrollierbare Zunahme sprachlicher Gewalt in den sozialen Medien, die man früher „Verrohung" genannt hätte. Wer etwa die Kommentarspalten von Nachrichtenportalen durchgeht, ist unvermittelt mit härtesten Beschimpfungen und Gewaltfantasien konfrontiert. Wer so formuliert, handelt vielfach auch so. Der menschenverachtenden Sprache entspricht ein Verlust an Hemmungen bei der Ausübung physischer Gewalt, die auch vor Staatsdienern nicht haltmacht, die eigentlich ihrerseits ein Gewaltmonopol zum Schutz der Gesellschaft ausüben sollten.

Eine neue Qualität besteht aber darin, dass die sprachliche Gewalt im politischen und gesellschaftlichen Diskurs salonfähig wird. Der kalkulierte Tabubruch verschiebt auf Dauer die Maßstäbe.

Eine Zeitenwende?

Wir erleben, dass keine, nicht einmal die scheinbar stärkste Bewegung in der Geschichte unumkehrbar ist. Das von Francis Fukuyama ausgerufene Ende der Geschichte, das die letztlich unaufhaltsame Entwicklung der Menschheit in Richtung offene Gesellschaft und Demokratie einleiten sollte, war in Wirklichkeit die Peripetie, von der aus das Pendel zurückschwingt.

Norbert Elias schreibt: „Je größer und dichter die Menschenräume werden, je stabiler die Gewaltmonopole werden, je ausdifferenzierter die gesellschaftlichen Funktionen, desto mehr ist der Einzelne in seiner sozialen Existenz bedroht, der spontanen Wallungen und Leidenschaften nachgibt; desto mehr ist derjenige gesellschaftlich im Vorteil, der seine Affekte zu dämpfen vermag ...“ – ist das noch so? Die Gegenwart und vielleicht auch die Zukunft gehören den kalkulierten, nur scheinbar spontanen Entgleisungen Donald Trumps, nicht den diplomatisch gewundenen Sprachgirlanden Frank-Walter Steinmeiers.

Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass in einer sich schnell verändernden Welt nichts von dem, was uns aus Gewohnheit und denkfauler Fantasielosigkeit selbstverständlich zu sein scheint, unveränderlich ist. Vermeintlich sichere Standards des Umgangs und der Unantastbarkeit der Person lösen sich auf. In der Realität ist die Würde des Menschen leider antastbar. Verbale Gewalt bereitet physischer Gewalt den Boden.

DU WOHNST HIER NICHT MEHR

Erwien Wachter

„Das Neue ist selten das Gute, weil das Gute nicht lange neu bleibt.“ Arthur Schopenhauer

Nun ist es soweit: Die Geschwindigkeit der ökonomischen und technologischen Innovationen, die Flexibilisierung und Globalisierung der Geldströme und Produktionsstandorte, die Veränderungszyklen der Lebensläufe und Biographien nehmen ungehemmt zu. Erstmals in der Geschichte der Menschheit bestimmt das ökonomische Denken in nie bekanntem Umfang das Weltsystem. Wohlstand steht als Berechnungsformel dahinter. Aber auch das Heil der Welt? Nein, die Welt sei aus den Fugen geraten, diese Formulierung zieht sich wie ein Spruchband rund um den Globus. Und: weltweit, ob in Afrika oder Asien oder sonst wo, berichten Detonationen von Krieg und Verwüstung, von Flucht und Gemetzel. Hunderte Millionen Menschen sind auf dem Weg, um wenigstens im Irgendwo der Hoffnung einen Ort sicheren Lebens oder Überlebens zu finden, an dem Raum für eine Perspektive mit funktionierenden Rechtssystemen zum Wohl eines Gemeinwesens gegeben ist. Auswirkungen des Klimawandels, die daraus erwachsenden geopolitischen Spannungen sowie die rasante Selbstinszenierung autoritärer Herrschaft verändern zudem unkalkulierbar die Weltsicht.

Und wir, verehrte Leser? Wir wohnen im Frieden in der Stadt, wohnen friedlich auf dem Land. Auf dem Land sehen wir die Sterne – ein tiefblaues Himmelsgewölbe voller funkelnder Signale. Städte zeigen sie nicht, dort sind sie vom Strahlen städtischer Lichtschleudern verschluckt. Auf dem Land ist das ganze Universum direkt vor unseren Augen. Berauschend: winzige Flecken mit einem festen Platz im Kosmos. Wenn wir eine Nachricht versenden, schreiben wir als Absender unseren Namen, unsere Straße, unsere Hausnummer, unseren Wohnort, wir könnten auch noch unser Land, unseren Kontinent, den Planeten Erde, die Milchstraße, das Universum hinzuschreiben, wollten wir immer wieder die Verbindung zwischen uns mit dem Kosmos markieren. Um den Menschen geht es, um unsere Wahrnehmung und unsere Gefühle. Ob auf der Straße, im Sport oder auf der Bühne – immer geht es um Menschen, um ihren Körper und ihre Bewegung im Raum – im abgezirkelten, im gefühlten, im schönen, im hässlichen, im bedrohlichen oder bedrohten. Man könnte diese Beziehung als kleinsten gemeinsamen Nenner des Weltverständnisses bezeichnen. Die Vorstellung sich im Raum zu bewegen, ist die eigentliche Grundlage unseres Seins. Wenn wir auf einen Kreis von Freunden zugehen, dann weitet sich dieser, um uns zu empfangen. Wir lächeln oder verziehen das Gesicht und erkennen Freude oder Schmerz in den Gesichtern der anderen und die in unseren. Liebe verlangt nach Nähe, nach Umarmung, nach festem Händedruck.

Die fundamentale Konstellation sich bewusst im Raum zu bewegen, findet allenthalben auf der Welt auch symbolischen Ausdruck: auf Landkarten, in Zeichnungen und Texten, in Architekturmodellen und in Objekten, die berührt und bewahrt, untersucht und transformiert werden können, die zu neuen Gedanken und Ideen stimulieren. Spuren des existent seins. Was aber geschieht, wenn Menschen sozusagen entwurzelt werden, wenn der Bezug zum vertrauten Ort, zum sicheren Lebensraum zerrissen wird? Selten, so zeigt die Geschichte, geschieht dies nicht.

Nicht allein die Katastrophen sind es, über die wir hier reden, es soll davon berichtet werden, wie singuläre Interessen unter dem Vorwand des Allgemeinwohls Menschen und deren Gemeinschaften aus ihrer Verwurzelung jäten, ihre Bezogenheit obsolet werden lassen – emotionslos und brutal.

Schauplatz Speicherstadt Hamburg

„Zur Ehre Gottes, zum Besten des Reichs, zu Hamburgs Wohl!“ Mit diesen Worten und drei kräftigen Schlägen mit einem silbernen Polierhammer weiht Kaiser Wilhelm 1888 den ersten Abschnitt der Speicherstadt ein. Der feierlichen Eröffnung ist ein beispielloser technischer und logistischer Kraftakt vorangegangen: Nicht einmal fünf Jahre hat es gedauert, bis dieser erste Abschnitt fertig gestellt war. Das Areal an Wandrahm und Kehrwieder liegt günstig: In direkter Nachbarschaft befindet sich der 1866 eingeweihte Sandtorhafen, der mit seinen modernen Kaianlagen als einer der schnellsten Häfen der Welt gilt. Doch das Gebiet war alles andere als brachliegendes Bauland: Rund 20.000 Menschen lebten in den engen Gängevierteln. Hafenarbeiter wohnten da, aber auch wohlhabende Kaufleute, die in prächtigen barocken Bürgerhäusern residierten. Sie alle mussten dem neuen Lagerhauskomplex weichen. Eine Entschädigung erhielten nur die Eigner der rund 1.000 Häuser, die abgerissen wurden. Die Anderen mussten sich auf eigene Faust anderswo neuen teureren Wohnraum suchen. Wohnraum anderswo. Was diese Menschen dadurch verloren, verloren an gesellschaftlicher Bindung, an Identität mit ihrem Ort, an Nachbarschaften und Beziehungen, davon ist keine Rede. 20.000 Menschen entwurzelt, ihrer Heimat entrissen.

Schauplatz Braunkohlegebiet Lausitz

90.000 Tonnen Braunkohle werden täglich in der Lausitz gefördert. Die Bagger fressen sich weiter durch das Land – Menschen werden verpflanzt, Dörfer verschwinden. Und, irgendwann wird die Kohle erschöpft sein, werden die Dörfer vergessen sein, die Menschen und deren Heimat gewesen sein, Gemeinschaft aufgelöst sein. „Gott hat die Lausitz geschaffen, aber der Teufel hat die Kohle darunter vergraben.“ So lautet dort ein altes Sprichwort. Scheinbar endlos erstreckt sich

der aktive Tagebau. Die Hänge sehen aus wie Terrassen. Auf verschiedenen Ebenen stehen Bagger mit Schaufelrädern, die Erde und Sand abtragen.100 Meter tief im sandigen Boden liegt das Kohleflöz. Die größte von Menschen betriebene Maschine der Welt mit einer Spannweite von circa 500 Metern wölbt sich wie eine Brücke über das Loch. Auf einem Hügel ein Holztor – ein kleines Denkmal für ein verschwundenes Dorf, von denen es in der Lausitz viele gibt. „Hier stand der ehemalige Ort Wolkenberg", ist dort geschrieben. Die Menschen umgesiedelt, in neue Behausungen, doch einander entfremdet, Vereine haben ihre Bindekraft verloren. Bislang sind bereits 100 Dörfer in der Lausitz wegen des Braunkohleabbaus verschwunden. Und es sollen noch weitere hinzukommen. Wer durch die stillen Straßen der verlassenen Orte geht, sieht noch die gelben Holzkreuze mahnend an Gartenzäunen und Hofeinfahrten. Hört den Wind heulen von dem Verlust der Heimat und vertrauter Gesellschaft. Den Tagebau in der Lausitz gibt es seit mehr als 100 Jahren. Das prägt nicht nur die Landschaft, sondern auch die Identität. Was passiert nun mit den Menschen, ihren Orten? In ein Schweigen, in eine Lethargie fallen sie. Manchmal steht noch ein Bau wie ein Monolith einsam an der Straße, als Sinnbild für Menschen auf dem Rückzug. Immer mehr Alte wie Junge kehren ihrer Heimat den Rücken. Umwelt und Kultur leiden: Mit jedem Dorf, das der Kohle zum Opfer fällt, verschwindet unwiderruflich ein kostbares Kulturerbe, wird eine Schicht der Erinnerung verdunkelt.

Schauplatz ländlicher Raum

„Abwrackprämie" für aussterbende Dörfer – Prämien zur Entvölkerung sterbender Dörfer im ländlichen Raum. Ein politischer Anreiz für einen Umzug in nächstgelegene größere Orte. Aber können lediglich Förderungen von Landwirtschaft und Tourismus davor bewahren, dass die Entleerungsprozesse in verschiedenen Regionen Deutschlands ungebremst voranschreiten? Können Ferienwohnsitze für Städter oder der Zuzug von Kreativen als „Raumpioniere" mit ihren Studios diese Gemeinden lebensfähig stützen? Und sind die zur Verfügung gestellten Mittel ein wirklicher Ausgleich für den Verlust an heimatlichen Bindungen, an persönlicher Geschichte, an Weltvertrautheit? Eine Abwrackprämie für menschliche Gefühle? Sicher, niemand kann gezwungen werden, seine Heimat zu verlassen. Aber wenn Überalterung, fehlende Infrastruktur und ein Mangel an Arbeitsplätzen unaufhaltsam in die Armut führen, dann ist die Freiwilligkeit des Bleibens oder Gehens nicht mehr im Fokus. Immer höhere Versorgungskosten in ländlichen Regionen stehen auf der Agenda technokratischer Vernunft, in der der unumkehrbare Trend der Landflucht und der Überalterung zwingend den Handlungsbedarf definiert. Von Umdenken, von Respekt vor bedrohten Biographien keine Spur. Die gedankliche Wucht im Glauben an morgen versandet oft im Kleinteiligen. „So viel Welt als möglich" – formuliert emphatisch Humboldt und wendet den

Wertehorizont im dörflichen Leben weg vom unendlichen „besser, weiter, mehr“ nach innen.

Schauplatz Liverpool

Gentrifizierung allerorts. Unbezahlbarer Wohnraum. Peripherie als Zuflucht. Weite Wege zum Arbeitsplatz. Kulturferne. Anonymität. Dass es auch anders geht, zeigt ein Beispiel in Liverpool. In der Liverpooler Granby Street unterstützte erfolgreich die Gruppe Assemble (London) – der Name steht für zusammenbauen, versammeln, ansammeln – die Bewohner im Kampf gegen den Abriss ihrer verfallenden Häuser und involvierten sie in den Sanierungsprozess des Viertels. Im Rahmen einer mehr oder weniger gleichberechtigten Beteiligung von verschiedenen Akteuren steht eine Rekonfiguration mit vorhandenen Mitteln im Vordergrund. Ihre Arbeit ist eben autonom, sie ist an einen Ort gekoppelt und hat direkten Einfluss auf die Alltagsrealität einer bestimmten Gruppe von Menschen, die als Co-Autoren an den Schnittstellen mit Assemble zusammenarbeiten. Ein Sieg des Kollektivs ja – ein Sieg für die Seele allemal. Wichtig ist dabei, dass dieses Ringen um Ort und Lebensraum sich gegen die Verflüssigungstendenzen der Gegenwart stellt und zugleich immer bedeutsamer in einer immer fluider werden Welt wird, in der jede Station vermeintlich nur noch Durchgangsstation für etwas ist, was danach kommt. Fast so, als seien wir alle gar nicht mehr da, sondern immer nur auf der Durchreise. Für dieses Engagement wurde Assemble für ihr Projekt „Granby Four Streets“ im Liverpooler Arbeiterviertel Toxteth verdient mit dem bedeutendsten Kunstpreis Großbritanniens, dem Turner Preis 2015, ausgezeichnet.

Industrialisierung menschlicher Mobilität

Parallel zu den Vorstellungen der Unabschließbarkeit des Tuns und zum niemals abgeschlossenen Umzug der Menschheit vollziehen sich Veränderungen der Zeitwahrnehmung und eine ungeheure Beschleunigung der Bewegung im Raum. Diese Industrialisierung der Zeit- und Raumwahrnehmungen hat zu einer sich beständig steigernden Form von Mobilität geführt und die damit gewonnene Vorstellung an „Lebenszeitgewinn“ verstärkt. Nicht zu vergessen ist dabei außerdem die Zunahme der Lebenserwartung. Diese Entwicklung lässt so etwas wie eine persönliche Zukunft in den Vorstellungshorizont treten und damit ein Leben im Vorausentwurf denkbar werden. Dieser gewonnenen Lebenszeit muss das Maximale abgewonnen werden. Der Mensch entfernt sich damit einem überzeitlichen Generationszusammenhang und einem heimatlichen Horizont. Jeder Umzugsvorgang wird zum Vorläufer des Nächsten, jeder neue Ort zum Vorgänger des folgenden als Vorläufer einer unendlichen Kette von Wiederholungen. Der damit einhergehende soziale Wandel verlagert sich damit gleichsam in das Subjekt hinein. Es bleibt die Frage offen, ob diese Beziehungen dann

überhaupt noch Identität mit Ort, Lebensform und Gemeinwesen definieren können beziehungsweise wollen. Oder ob sie als „zeitlose Quelle des Fortschritts“ noch die Aktualität des Ursprünglichen in sich tragen kann. Soll solcherart fluide Existenz unser Leitbild sein? Zumindest tut uns die Geschichte noch nicht den Gefallen, den Fortschritt in ein besseres Leben darin aufzuzeigen.

National Museum of American Jewish History,
Philadelphia, USA
Architekten: Ennead Architects, New York, USA

Das Fassaden-System der Zukunft

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt.

Die **LONGOTON®-Ziegelfassade**,
großformatige keramische Fassadenplatten mit
Längen bis 3.000 mm.

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon + 49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax + 49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

MOEDING

LONGOTON®

MAMMA ROMA ODER DIE AFFÄREN UND DAS ERBE DES ITALIENISCHEN REALISMUS ZWISCHEN LIEBE, MACHT UND GEWALT

Florian Dreher

Der italienische Realismus gehört zu den wesentlichen Beiträgen einer internationalen Architekturdiskussion. Seine lokale Ausprägung einer spezifischen Romanità wusste sich stets in der Vergangenheit sowie in der Gegenwart mit den wechselnden Machtapparaten in einem faustischen Pakt zu verbünden. In den Filmen des Regisseurs Pier Paolo Pasolini wurde das besondere und in Teilen belastende architektonische Erbe in der Nachkriegszeit auf Zelluloid verewigt und feierte seit der Entfaschisierungspolitik von Silvio Berlusconi oder in dessen Wahlwerbespots von 2008 seine Wiederentdeckung. Die dadurch erwirkte Salonfähigkeit lässt aktuell, in Zeiten der neoliberalen Stadtverwertung, keine Berührungsängste mehr aufkommen.

Archaische Landschaften

Noch bevor die Architekturdebatte in der Nachkriegszeit in Italien wieder an Zugkraft gewann, setzte der italienische Film um die Protagonisten Fellini, Pasolini oder Rosselini einen international beachteten Höhenflug an. Im sogenannten italienischen Neorealismus setzten sich die Filmregisseure mit dem harten und brutalen Alltagsleben der einfachen Bevölkerung auseinander. Pier Paolo Pasolini hebt sich mit besonderem Augenmerk aus der Reihe dieser sozialkritischen und -romantischen Musketiere des neuen italienischen Films der 1950er- und 1960er-Jahre hervor. Seine ausgewählten Settings realer Orte der Stadt Rom und ihrer Vorstädte, zwischen dem baulichen Erbe der römischen Antike, der Mussolini-Diktatur oder einer neuen Aufbruchszeit der jungen Republik nach dem Zweiten Weltkrieg, nehmen den Richtungskonflikt einer zukünftigen Architekturentwicklung der Nachkriegsjahre vorweg.

In seinen beiden Haupttexten „The Cinema of Poetry“ (1965) und „The Written Language of Reality“ (1966) zum neuen neorealistischen Film, erörtert Pasolini seine Sehnsucht nach Authentizität. Diese versucht er mit Hilfe der rohen, direkten Sprache der einfachen Leute und dem Drang nach dem Ineinanderaufgehen von Mensch und archaischer Landschaft zu erwirken. Pasolinis Heldenfiguren in Accattone (1961), Mamma Roma (1962), Uccellacci e uccellini (Große Vögel, kleine Vögel, 1966) streunen durch eine sich im Umbruch befindliche suburbane Stadtlandschaft voller Widersprüche und Gegensätze, fern des historischen und repräsentativen Zentrums – Prekariat versus Dolce Vita. Die römischen Vorstadtviertel, wie Borgate und die dazugehörige Bewohnerschaft der „borgatari“, dienen Pasolini als Botschafter aus einer archaischen Welt, wenn sie als „Kinder der Natur“ mit den

Ruinen der Antike oder den malerischen Palazzoarchitekturen der 1920er- und 1930er-Jahre in einen poetischen Dialog treten. Indirekt erzählen die Filme auch die Geschichte der Zuwanderung und Vertreibung, der Geächteten und Verlorenen sowie einer aggressiven Stadtplanungspolitik.

Politik der Spitzhacke

Als wiederkehrendes Bildmotiv und Drehort für mehrere seiner Filme diente Pasolini der periphere Fernblick vom umgebenden Ackerland auf das ehemalige EUR-Gelände (Esposizione Universale di Roma oder Quatiere XXXII. Europa) mit seinen dominierenden Großbauten des Palazzo della Civiltà Italiana (1) und der Basilica dei Santi Pietro e Paolo – also auf jene Machtarchitektur Mussolinis, die von einem neuen faschistischen Großimperium mit Hilfe seiner steinernen Brutalität künden sollte. Ursprünglich als Weltausstellungsgelände nach Paris (1937) und New York (1939) auserkoren, tritt hier das fatalistische Verhältnis von Repräsentationsarchitektur und politischer Propaganda am deutlichsten hervor. Im Dienste der Regimeinszenierung wurde die Eröffnung der Weltausstellung auf das Jahr 1942 in Anspielung auf das zwanzigjährige Jubiläum des „Marsches auf Rom 1922" verschoben. Das EUR-Gelände sollte als Stadterweiterungsgebiet an das historische Zentrum vorausgegangener Imperien mit einer Achse angeschlossen werden und das Tor zum Meer aufschlagen, um den Weltmachtanspruch baulich zu unterstreichen. Kriegsbedingt wurden die Bautätigkeiten unterbrochen und ließen das Gelände in den 1940er-Jahren zu einer Nekropole, einer Geisterstadt erstarren, bis es im Rahmen der Olympischen Spiele 1956 ohne Bedenken nach dem alten Masterplan des damaligen „Reichsarchitekten" Marcello Piacentini (architetto del regime) fertig gestellt wurde. Die Geschichte zeigt allein an diesem einen Beispiel den nahtlosen Übergang von der Diktatur zur Nachkriegsdemokratie und ihren unbeschwerten Umgang mit dem politischen und baulichen Erbe. (2) Mit ihren aufgesetzten Verweisen antiker Vorbilder stellen die Bauten des EUR-Geländes ein Sammelsurium architektonischen Größenwahns dar – blieben sie letztendlich doch nur Kulisse einer sinnentleerten Monumentalarchitektur, die nicht den Menschen, sondern nur den historischen Bezug suchte.

Bereits 1932 hatte Mussolini mit einer gewaltigen Parade die neue Machtachse Via dell' Impero (heute: Via dei Fori Imperiali) im historischen Zentrum von Rom, vom Kolosseum zum Palazzo Venezia, im Setting einer Ruinenlandschaft antiker Foren eröffnet. Die im Regierungsbezirk liegenden Bauten an archäologischen Resten oder Armenbehausungen fielen dem radikalen und gewaltigen Stadtumbau zum Opfer. Die aus der Innenstadt vertriebene Bevölkerung als leidtragende einer „Politik der Spitzhacke" fanden in Baracken in den Vorstädten, wie Borgate, ihren neuen Unterschlupf.

Aufbruch in eine bessere Zukunft

Die Thematisierung der sozialen Probleme in den Vorstädten wird zu einem Leitmotiv in Pasolinis frühen Filmen und nimmt Züge einer sakralen Opferungsbereitschaft an, die er seinen Hauptfiguren zuschreibt. Aber nicht nur die gesellschaftlichen und baulichen Verwerfungen seit der faschistischen Gleichschaltung, sondern auch die Wohnbaupolitik des Wohlfahrtsstaates nach dem Neubeginn, wird von Pasolini kritisch bewertet. Es sind vor allem die Infrastrukturen und das INA-Casa Wohnbauprogramm an anonymen Großwohnblöcken, die er in klaren Bildgegenüberstellungen, Schnitten und Montagen mit seinem Ideal einer archaischen Symbiose von Mensch, Landschaft, Romantik und Poesie kontrastiert: Feldweg versus Autostrada (3) oder Palazzo dei Cervi (1929) versus Palazzo Muratori (1955). (4) Die INA-Casa Projekte sollten mit einem 7-Jahresplan ab 1949 die Wohnungsnotlage beheben. Sie standen für den gesellschaftlichen Wandel, Aufstieg und Fortschritt. Jedoch war die damalige Zeit noch durch politische Grabenkämpfe der Resistenza-Kämpfer und den übriggebliebenen Salò-Anhängern sowie von einer tiefkonservativen, ländlichen und strenggläubigen Gesellschaftsstruktur geprägt. (5)

Neue Realitäten

So unbeschwert der Übergang und Karriereanschluss von dem einen zum anderen politischen System für einige Regimearchitekten (6) gelang, verhielt es sich auch in der Frage der Architektur. Mit dem Fortbestand der unter Marcello Piacentini begründeten Scuola Romana, einer Rom-spezifischen Variante (Romanità) des Realismus von Material bis Typus, welche unter Mussolini zur Staatsarchitektur auserkoren wurde und den Wechsel von der faschistischen Bewegung zum Ewigen Reich baulich versinnbildlichen sollte, zog der Begriff der „Kontinuität" als Schlüsselwort der Architekturdebatte in den ersten Jahren der Nachkriegszeit ein. So kann die INA-Casa Tiburtino (1949-54) in Rom von Ludovico Quaroni und Mario Ridolfi mit seiner Farbigkeit, seinen traditionellen Dachformen etc. als Versuch angesehen werden, dem Massenwohnungsbau mit der Sprache des Neorealismus eine Volkstümlichkeit, Bodenständigkeit und Alltäglichkeit zu verleihen. Mit aufkommenden Wirtschaftswachstum und Hinwendung zur Konsumgesellschaft wurde der Neorealismus als folkloristische Kuriosität abgekanzelt. Erst mit dem jungen Marxisten Aldo Rossi und seiner Definition eines Realismus, einer rationalen Architektur, mit der Erkenntnis, dass das Kollektive nur in der Abstraktion des Essenziellen sowie Typologischen, von Autonomie und geschichtlich gesättigter Wirklichkeitsnähe, bestehen könne, gelingt ab Mitte der 1960er-Jahre wieder der Anschluss an die internationale Architekturdiskussion. Ende 2012 befeuerten mehrere Konferenzen und Ausstellungen in Turin und Neapel den „Neuen Realismus und die Architektur der Stadt", mit Maurizio Ferraris als philosophischen Stichwortgeber, um an die glorreichen alten Zeiten des jungen Rossis anzuknüpfen. Dessen Abkehr vom Kommunismus, die (Eigen-)Kritik am Rationalismus und seine

spätere Bautätigkeit für den amerikanischen Entertainmentgiganten Disney wurden von den verantwortlichen Veranstaltern und Architekturhistorikern ausgeblendet. Die mediale Befeuerung jenes Neuen Realismus des 21. Jahrhunderts verstummte kurzerhand und führte nur in den alten Netzwerken in Italien und Deutschland (Neue Berlinische Architektur) zu einigem Räuspern.

Strategie der Liebe

Reduziert auf ihr kaltes und stummes Erscheinungsbild als Stigmata widerfuhr der rationalen Architektur die erneute Niederlage wie bereits in den 1930er-Jahren im Wettkampf zum Aufstieg als legitimierte Staatsarchitektur gegen die Scuola Romana in der Regierungszeit des Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi. Neben dem omnipräsenten Mussolinikult und einer vergleichslosen Verharmlosung beziehungsweise Duldung faschistischer Symbole und Sympathisanten in Ministerämtern gehört auch der Rückgriff auf die Architektur des „Venntenio Nero“ zur Entfaschisierungspolitik (7) seit Amtsantritt Berlusconis im Jahr 1994 dazu. (8) Als Veranstaltungsort der EU-Regierungskonferenz wusste der Cavaliere das geschichtlich belastete EUR-Gelände mit dem Palazzo dei Congressi (Adalberto Libera) für seine Politinszenierung besonders gut zu schätzen und zu nutzen. Ein Höhepunkt unter architektonischen Gesichtspunkten sollte aber der Wahlwerbespot Berlusconis und seiner Partei Popolo della Libertà zur Parlamentswahl von 2008 werden. Eine Gruppe junger, begeisterter Berlusconi-Jünger jeglicher Metiers, aber ohne Migrationshintergrund oder anderer Hautfarbe, also sinnbildlich nur der reine „neue Mensch“, singen eine Lobeshymne auf ihren lieben Präsidenten „Presidente siamo con te. Meno male che Silvio c’é.“ (Präsident wir sind mit dir. Zum Glück gibt es Silvio.) In den Schlusssequenzen zoomt die Kamera auf den jubelnden Chor und zeigt in der Totalen gegen Ende des Clips einen kraftstrotzenden Palazzo della Civiltà Italiana in seiner gesamten monumentalen Größe. Das Bild und die Architektur gleichen einer Kampfansage: der Faschismus ist jung, dynamisch, hübsch und salonfähig – die Zeiten der Schmuddelkinder und Schwarzhemden ist vorbei.

Inzwischen scheint es auch, dass der Palazzo della Civiltà Italiana als ehemaliges Ausstellungshaus und Monument nach vielen Jahren des Leerstands seine endgültige Bestimmung gefunden hat. Trotz mehrmaliger fehlgeschlagener Versuche der Stadt Rom, ein Museum beziehungsweise eine öffentliche Nutzung in diesen Koloss zu integrieren, erklärte sich mit patriotischem Unterton der Modekonzern Fendi bereitwillig, seinen Firmensitz mit großzügiger Finanzspritze in den Palazzo della Civiltà Italiana zu verlegen. In Zeiten der neoliberalen Stadtverwertung, Überschuldung der öffentlichen Haushalte und des politischen Stillstands gehören diese „neuen Partnerschaften“ in der Stadt Rom, zwischen den Global Players und der Politik, bereits zur Alltagspraxis. (9) Auch der neuen Stadtregierung unter der Führung von Virginia Raggi,

von der populistischen Partei Cinque Stelle, scheinen aufgrund der katastrophalen Haushaltslage die Hände gebunden zu sein. Wie jede neue Partei zuvor, ist auch die Partei Cinque Stelle im realen Politbetrieb angekommen. Ihr Wandel von der Straßenbewegung zur Regierungspartei spiegelt sich bis heute in keinem klaren gebauten Manifest wider. Mit der Entscheidung, die Bewerbung für die Olympischen Spiele 2024 in Rom zurückzuziehen, stünde der Aspekt des „Nicht-Bauen" als Regierungserklärung zur Diskussion – ein Offenbarungseid?

Haben die Großkonzerne die Kulturaufgaben und Geschäfte längst übernommen? Wie im Fall Fendi entdecken die Machtapparate unlängst die schnittigen historischen Gewänder des Faschismus für sich wieder. Der Realismus einer Scuola Romana zeigt sich für Repräsentationszwecke besonders geeignet und kommt anscheinend nie wirklich aus der Mode?

(1) Der Hauptbau des EUR-Geländes von den Architekten Guerrini, La Padula und Romano, wechselte bereits mehrfach seine Bezeichnung. Seit 2008 wird wieder der ursprüngliche Name „Palazzo della Civiltà" verwendet. Die Umbenennung veranlasste der damalige Bürgermeister Roms Gianni Alemanno, Rechtspopulist und Mitglied der Berlusconi-Partei Popolo della Libertà.
(2) Pasolini setzt sich in einem seiner späteren Filme *Salò o le 120 giornate di Sodoma* (*Die 120 Tage von Sodom*, 1975) explizit mit dem Faschismus auseinander.
(3) Neben einigen Aktiengesellschaften baute das faschistische Regime zwischen 1922 bis 1935 zahlreiche sogenannte Autovia oder Autocamionale. Eine wesentliche Massenmotorisierung und Ausbau der Autostrade fand in Italien zwischen 1958 und 1973 statt. Vgl. Silvia Hess, Autostrade. Straßenräume im faschistischen Italien, 1922-1935, in: Aram Mattioli, Gerald Steinacher (Hg.), *Für den Faschismus bauen*, Orell Füssli Verlag: Zürich 2009, S. 137-159.
(4) Diese Gegenüberstellung wird vor allem im Film *Mamma Roma* propagiert.
(5) Die Moralvorstellung der Nachkriegsgesellschaft legte Pasolini in seiner Dokumentation *Comizi d'Amore* (*Gastmahl der Liebe*, 1964) offen.
(6) Die politischen Verstrickungen und der nahtlose Karriereverlauf u.a. von Luigi Moretti und Pier Luigi Nervi blieben auch in der aktuellen Forschung unthematisiert. So blieb in den jeweiligen Retrospektiven der beiden Architekten von 2010 und 2011 (MAXXI, Rom) die Frage nach ihrer moralischen Verantwortung unbeantwortet.
(7) Vgl. Aram Mattioli, *Viva Mussolini! Die Aufwertung des Faschismus im Italien Berlusconis*, Schöningh: Paderborn, München, Wien, Zürich 2010.
(8) Siehe auch Florian Dreher, Szenarien der Macht – ein italienisches Bühnenstück, in: *archithese*, 4.2010, S. 92-97.
(9) Zahlreiche Kulturbauten, wie das Kolosseum, die Spanische Treppe, die Fontana di Trevi etc., wurden in den letzten Jahren von finanzstarken Global Players saniert und in ihrem Bestand gesichert. Die kostspieligen Maßnahmen hätten von der hochverschuldeten Stadt Rom nicht getragen werden können.

MIT LEICHTIGKEIT GEGEN BRUTALITÄT

Irene Meissner

„Jedes unüberlegte, herrschsüchtige, ungekonnte, unkünstlerische Bauen ist mehr oder minder unmenschlich, also brutal."
Frei Otto, 1976

Nach der monumentalen Blut-und-Boden-Architektur der NS-Zeit und nach dem Grauen des Zweiten Weltkriegs wollte Frei Otto mit leichten anpassungsfähigen Bauten für eine Gesellschaft in Harmonie mit sich und der Natur einen Beitrag zum Frieden leisten. In der NS-Zeit hatte er erlebt, wie die Erde mit schweren Bauten für die Ewigkeit eines 1000jährigen Reiches besetzt, und wie diese massive, brutale Architektur der Gewalt dann selbst wieder im Krieg zerstört wurde. Von diesen Erlebnissen ausgehend, entwickelte er während seiner zweieinhalbjährigen französischen Kriegsgefangenschaft das Ideal, die Erde auch für zukünftige Generationen freizuhalten, indem Bauten auch wieder „mit Anstand" verschwinden können. Die Sorge um die „Terre des Hommes", wie er das immer wieder formulierte, bestimmte seine Arbeit von dieser frühen prägenden Zeit über die Zeltkonstruktionen bis hin zu den ökologischen Experimenten. Die Aufgabe des Architekten bestand für ihn darin, an der „Bewahrung eines Biotops" mitzuwirken, das alle Bereiche des Menschen und der Natur umfasst. Er wundere sich immer wieder, „wie selbst Kollegen das wunderbare Bild dieser Erde nicht sehen." Leichtbau und Anpassungsfähigkeit waren für Frei Otto ein wesentliches Kennzeichen humanen Bauens. „Man steckt Menschen nicht – wie heute üblich – in unveränderbare Käfige oder brutale Fertigkistengebirge, sondern hilft ihnen, sich zu behausen." Die meisten modernen Gebäude behindern nach seiner Auffassung die Entfaltung des Menschen und sind zudem Umweltverschmutzer: „Als solche hasse ich Gebäude und freue mich, wenn ich durch extreme Leichtigkeit den von ihnen angerichteten Schaden abmindern kann."

Frei Ottos neue Form von Leichtigkeit und Freiheit als Gegenmodell zu einer „Brutalität in Stein" (Alexander Kluge, Peter Schamoni, 1961) fand ihren Höhepunkt mit der Zeltkonstruktion des Münchner Olympiageländes: „Hier hat man nicht Gras über die Vergangenheit wachsen lassen, sondern mit Klugheit und Leichtigkeit und Lebensfreude einen radikalen Gegenentwurf zu den monströsen kalten Steinwelten eines Albert Speer ins Werk gesetzt; hier wurde also im Bewusstsein einer verbrecherischen Vergangenheit ein Garten geschaffen, der eine friedliche Zukunft repräsentieren sollte" – so formulierte es der Schriftsteller Gert Heidenreich treffend im November vergangenen Jahres in einer Rede bei der Auftaktveranstaltung „Ein Dach der Welt – Warum der Olympiapark den Ehrentitel Weltkulturerbe braucht" des Vereins Aktion Welterbe Olympiapark e.V.

Frei Ottos mahnende Appelle für ein humanes Bauen und sein Engagement für unsere gebaute Umwelt sind heute aktueller denn je. In Anbetracht der explosionsartig wachsenden Weltbevölkerung werden die uns zur Verfügung stehenden Baustoffe bald nicht mehr für die bevorstehenden Bauaufgaben ausreichen. Wie wohnen wir morgen vor dem Hintergrund einer sich radikal veränderten Gesellschaftsstruktur, mit welchen Baustoffen und Energieversorgungssystemen lassen sich welche Konzepte und Ziele verwirklichen? 1976 hatte Frei Otto geschrieben: „Eine neue Zeit, der wenigstens in der Architektur überwundenen Brutalität, könnte überhaupt nur mit Verzögerung von einem Jahr anbrechen."

Mittlerweile sind 40 Jahre vergangen. Es gilt mehr als jemals zuvor, die „Robustness" (Werner Sobek), alles noch dicker und schwerer, noch terrorismussicherer zu bauen, zu hinterfragen, also nicht mehr so ausbeuterisch und brutal mit unserer Umwelt umzugehen und ressourcenschonende Bauweisen zu entwickeln. „Weniger ist mehr", dieses Credo Mies van der Rohes faszinierte Frei Otto: „Weniger Häuser, weniger Material, weniger Beton und weniger Energie verbrauchen, aber menschlich bauen unter Verwendung dessen, was vorhanden ist: Erde, Wasser, Luft. Naturnah bauen und aus wenig viel machen, vor dem Strich einer Zeichnung kritisch beobachten und nachdenken. Lieber gar nicht bauen als zu viel bauen."

Anmerkung der Redaktion:
Frei Ottos Modelle und seine Gedankenwelt waren bis Anfang des Jahres im ZKM in Karlsruhe in der Ausstellung „Frei Otto. Denken in Modellen" zu erleben. Zur Ausstellung ist eine umfangreiche Publikation erschienen bei Spector Books: Frei Otto. Denken in Modellen, ca. 450 Seiten, 48 EUR.

AUFBRUCH

Cordula Rau

40 Jahre ist es her, dass das Pariser Centre Pompidou eröffnet wurde. Nach wie vor ist es Publikumsmagnet, Rekordzahlen belegen sein erfolgreiches Bestehen. In den ersten vier Monaten nach Eröffnung zog es mehr als zwei Millionen Menschen an. Nicht nur die vor dem Gebäude liegende Piazza, sondern die gesamte Nachbarschaft wurden durch das Centre Pompidou wiederbelebt. Sein Bau markiert einen Aufbruch in der Architektur.

Wandert man durch das Quartier Marais, entdeckt man das Museum erst, wenn man von der Rue Beaubourg in die Rue Rambuteau abgebogen ist und beinahe unmittelbar davorsteht. Vorher war da nichts, nur eine Brache, nachdem das Viertel in den 1930er-Jahren der Abrissbirne zum Opfer fiel. Ein riesiger Parkplatz blieb zurück, bis der damalige französische Präsident Georges Pompidou beschloss, ein Museum zu bauen, noch dazu eines, das alles in Frage stellte, was bis dato unter der Institution „Museum" zu verstehen war.

Es war eine der umstrittensten Museumsneugründungen und provozierte Jubel und Hass zugleich. Unwahrscheinlich, so dachte man schon vor vier Jahrzehnten, als man zum ersten Mal über die letzten Reste der Baustelle ging. Damals wurde das revolutionäre Gebäude alles Mögliche tituliert, von „Raffinerie der Künste" über die „Umsetzung eines Traums von Fernand Léger" bis zu „Supermarkt des Wissens und der modernen Kunst". Aber auch, dass es scheußlich sei, ein Experiment, vollkommen unnütz. Die Idee, dass Kunst Chaos ist und jede Ordnung widerlegt, war bereits vorhanden, von den Dadaisten über Readymades bis hin zur 1960er-Jahre-Bewegung in der Architektur. Das war jedoch nie in Räumen manifestiert, in denen man diese Kunst ausstellte.

Bis der knapp 33-jährige Renzo Piano mit Richard Rogers und Gianfranco Franchini seinen Plan einreichte. Es war ein Gebäude wie ein Kommentar. Eine Ölraffinerie, eine Fabrikanlage, bei der all das sichtbar war, was sonst versteckt wurde. Der Kunstmarkt – dargestellt in einer Industrie. Der Entwurf nahm 1971 nicht nur die Absurdität der Kunst als Spekulationsbranche vorweg, sondern bildete darüber hinaus mit all seiner knallbunten Maschinerie eine Diskussion ab, die bis heute den Kunstbetrieb prägt: die Debatte um den sogenannten White Cube. Als „weißer Kubus" inszenierte sich das Museum seit Anfang des 20. Jahrhunderts mit weißen Wänden als neutralem Hintergrund. Renzo Piano jedoch baute mitten ins Zentrum von Paris ein Museum, das beileibe nicht weiß war und auch kein glatt konfigurierter Kubus.

An keinem anderen Kulturbau lässt sich anschaulicher zeigen, wie und ob sich gestalterische Vorstellungen von einer Generation zur nächsten wandeln und architektonische Prinzipien und Überzeugungen sowie städtebau-

liche Visionen altern. Bis heute ist es der gelassen selbstbewusste Solitär geblieben, dessen Attraktion als hochwirksamer Mix aus Fremdheit und Faszination kaum nachließ. Fremd und faszinierend zugleich spielt die Industrieanlagenanmutung mit der bürgerlichen Behäbigkeit des Viertels. Als in den 1970er-Jahren die ehemaligen Markthallen abgerissen wurden und danach das fantasielose Forum des Halles in der Nähe entstand, wirkte das Centre Pompidou wie eine Raumstation, die punktgenau in der Häuserenge gelandet ist und sich dort breitmacht, sie aber nicht überragt. Es gehört zu den Paradoxien des Beaubourg, dass, sobald man in den Outdoor-Rolltreppen langsam nach oben gleitet, man sich auf eine intime Reise ins historische Zentrum von Paris begibt. Oben angelangt blickt man genau ins Herz.

Für viele Franzosen war das Haus reine Provokation. Es schien gänzlich widersprüchlich zu dem, wofür der durchschnittliche Pariser stand. Von Natur aus verschlossen und resistent gegen den Wandel, wirkt er misstrauisch und fremdenfeindlich. Im Widerspruch dazu war das Beaubourg Modell einer neuen offenen Gesellschaft. Ausländer entwarfen und bauten es. Vierzehn Nationalitäten waren in die Konstruktion involviert. Die Wände waren transparent. Die Türen standen offen, soweit überhaupt vorhanden. Das Meiste, was es zu bieten hatte, war sozusagen gratis. All dies war nicht Pariser Art und gab Anlass zum Anstoß. So wie das Gebäude selbst. Es lag weniger daran, dass man es hässlich fand – obwohl das viele taten oder immer noch tun – man hatte eher moralische Bedenken. Pariser lieben es, ihre Geheimnisse zu verbergen. Aber hier war nun dieses Alien gelandet, das alles freilegte. Eine Konstruktion, die voll einsichtig über ihre Bestimmung hinaus mit ihren Innereien, ihren Rohren, Kabeln und Kanälen, Rolltreppen und Aufzügen, freizügig hausieren ging.

Jacques Herzog erklärte in einem Interview zur Bedeutung des Centre Pompidou für die Architektur der damaligen Zeit: „Erstmals nahm die Theorie architektonischer Aufklärung der Sechzigerjahre auch Form an. Ohne Vordenker wie die britischen Architekturprofessoren Cedric Price und Peter Cook, die Modelle aus Luftballons und Maschinen bauten, gäbe es das Centre Pompidou nicht. Die Architektur des Pompidou war deshalb ein Aufbruch, aber ich fragte mich, ob es auch für die Kunst funktioniert. Es war ein Bau für Architekten, die einen Traum verwirklichen wollten, nicht für die Künstler". Weiter meinte er: „Ein Museum muss heute öffentlicher Raum sein, an dem es auch Platz für Performances gibt. Ein Gebäude darf keine Ideologie ausdrücken."

Das Centre Pompidou ist ein gebauter politischer Kommentar, der an Aktualität nie etwas eingebüßt hat. Es zeigt, wie man beispielhaft öffentlichen Raum schafft, Institutionen in Frage stellt, Prozesse transparent macht. Natürlich mag es auf den ersten Blick anachronistisch anmuten, Architektur von vor 40 Jahren als aktuellen Maßstab zu nehmen. Aber das, wofür dieser gebaute Kommen-

tar mitten in Paris steht, ist relevant wie nie in einer Zeit, in der einerseits Kunst zunehmend als Kapital missverstanden wird und andererseits öffentlicher Raum verschwindet. Museen können zu Orten werden, in denen man beide Tendenzen konterkariert. Das Centre Pompidou repräsentiert diesen demokratischen Ansatz wie kein zweites Haus jener Zeit. Elitär wollte es niemals sein, auch kein Kokon für widerspenstige, aufstrebende Kunst.

Wie präsent der offene Ansatz im Museumsbau ist, belegt die Londoner Tate Modern von Herzog und de Meuron mit ihrer Turbinenhalle und der aktuellen Erweiterung. Auch der Entwurf für das Berliner Kulturforum, für den sie im Herbst 2016 den Zuschlag bekamen, setzt auf den multifunktionalen und allgemein zugänglichen Raum. Ob dieser allerdings dem Status eines Centre Pompidou jemals gerecht zu werden vermag, steht heute noch in den Sternen.

REDEN ÜBER FASSADEN. REDEN ÜBER ARCHITEKTUR.

Positionsbestimmung Pellerhaus

Annemarie Bosch

Am Egidienplatz an der Historischen Meile Nürnbergs ist ein Meinungsstreit um das Architekturerbe der Stadt entbrannt: Renaissancebaukunst versus Baudenkmal des Wiederaufbaus – Jakob Wolff, der Renaissance-Baumeister versus Fritz und Walter Mayer, zwei „großen“ Architekten des Wiederaufbaus in Nürnberg.

Das historische Pellerhaus ließ der Nürnberger Großkaufmann Bartholomäus Viatis, ein gebürtiger Venezianer, von 1602 bis 1605 nach Plänen von Jakob Wolff dem Älteren für seinen Schwiegersohn Martin Peller errichten. Der bedeutende Renaissance-Bau war als klassische „Nürnberger Anlage“ mit Innenhof konzipiert. Im Zweiten Weltkrieg wurde er stark beschädigt. Unter Einbeziehung erhaltener Bauteile wurde von 1955 bis 1957 auf Resten des überwiegend kriegszerstörten Bürgerpalais „Pellerhaus“ sowie auf dem Nachbargrundstück des ehemaligen Imhoffschen Palais in der architektonischen Formensprache des Wiederaufbaus ein fünfstöckiger Archiv- und Bibliotheksbau von Fritz und

Walter Mayer (Wettbewerb, 1. Preis) errichtet. Bestandteil war auch die Innenhofruine des Pellerhauses. Die Reste des Renaissancebaus waren seit Ersterfassung der bayerischen Baudenkmäler in den 1970er-Jahren in der Denkmalliste enthalten. Das „neue“ Pellerhaus wurde 1998 ergänzend unter Denkmalschutz gestellt. Bis 2012 diente es als Stadtbibliothek. Heute ist es Sitz des Deutschen Spielearchivs Nürnberg.

Durch Betreiben der „Altstadtfreunde“ wurde die Innenhofruine des Pellerhauses seit 2005 unter Zustimmung des Stadtrats der Stadt Nürnberg trotz Ablehnung durch das Landesamt für Denkmalpflege wiederaufgebaut. Anhaltende Forderungen der Altstadtfreunde, nun auch die Straßenfront des Hauses- und damit einen Teil der Bibliotheksfassade zum Platz hin zu rekonstruieren, veranlassten den BDA, gemeinsam mit dem Verein Baulust das neue Pellerhaus im Rahmen einer Vortragsreihe in seiner Gesamtheit zu würdigen. Denkmalwerte, architektonische Qualitäten und städtebauliche Potentiale des Nachkriegsbauwerks standen im Mittelpunkt dreier Vortragsabende. Im Ergebnis sprachen sich die Fachreferenten (Architekten, Historiker, Stadtplaner) einstimmig gegen eine – schon aufgrund der geänderten Geschosszahl nicht möglichen – Rekonstruktion der Renaissancefassade und für den Erhalt und die behutsame Sanierung des denkmalgeschützten 1950er-Jahre-Hauses aus.

Ungeachtet dessen fordert seit Monaten der Verein „Altstadtfreunde“, jüngst aber auch in einem offenen Brief der Verein „Stadtbild Deutschland e.V.“ mit scheinbar wissenschaftlichem Anspruch die Rekonstruktion der Fassade. Dass diese Forderung ein Aufruf zum Bruch der Bayerischen Verfassung darstellt, bleibt in den Berichterstattungen der Medien schlicht unerwähnt.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist aber, dass der Verein „Stadtbild Deutschland e.V.“ auch die Rekonstruktion des Nachbaus des Palazzo Barberini in Potsdam befürwortete. Presse und Politik feierten soeben die Museumseröffnung des Neubaus im historischen Gewand. Berlin, Potsdam oder Dresden – Berliner Schloss, Bauakademie, Barberini oder Frauenkirche – Orte und Stadtbilder werden inzwischen vielerorts geglättet, die sichtbaren Folgen und damit sichtbare Geschichte des Zweiten Weltkriegs beseitigt.

Ein Denkmal ist und bleibt ein Denkmal. Ein bestehendes, wenn auch sanierungsbedürftiges Denkmal gegen ein großteils zerstörtes auszuspielen und Rekonstruktion zum Preis des Abrisses zu fordern, wäre schlichtweg Barbarei.

FARBE BRUTAL

Monica Hoffmann

Dass ich die relative, subtile, flüchtige Farbe, die in komplexen Wechselwirkungen von Licht, Materie und Mensch unser Dasein bereichert, jemals mit dem Begriff brutal in Zusammenhang bringen würde, hätte ich zunächst nicht gedacht. Das war ein Irrtum. Mir ist beim Nachdenken über das Thema ein Ereignis eingefallen, das ich auch nach mehr als einem Vierteljahrhundert nicht vergessen habe. Es war in einer Vorlesung an der TU München, als ein stattliches Rathaus in einer Stadt im Ruhrgebiet gezeigt wurde. Vorher in Sichtbeton, zugegebenermaßen sanierungsbedürftig. Nachher gelb gebändert, von unten nach oben hellte sich das Gelb an den Brüstungen immer mehr auf. Das habe ich schon damals als brutal empfunden. Ich wusste nicht, worüber ich mich mehr aufregen sollte, über die Haltung gegenüber dem Bau oder die gegenüber der Farbe. Wahrscheinlich über Beides gleichzeitig, da hier zwei Dinge zusammengebracht wurden, die überhaupt nichts miteinander zu tun haben. Ein Betonbau, der sich lichthaft auflöst? Ganz zu schweigen von der Frage des Urheberrechts, das hier – wie ich hören musste – einfach missachtet wurde.

Anderes Szenario: In einem Farbseminar in der Schweiz stellte ein Architekt eine an ihn gestellte Aufgabe vor, mit der er nicht gut zurechtkam. Er sollte ein Zementwerk optisch verbessern mittels der bunten Farbe. Er tat sich merklich schwer damit, konnte sich höchstens eine einzige farbige Linie vorstellen, die technische Abläufe außen sichtbar machen würde. Am Ende hat er den Auftrag zurückgegeben.

Sehr vereinfachend und auf das Wesentliche zurückgeführt, treffen hier zwei Positionen aufeinander. Die eine besagt, dass sich mit dem Gestaltungsmittel der bunten Farbe vermeintlich oder tatsächlich schlechte bzw. hässliche Bauten verbessern lassen. Die andere kontert, dass dies auf keinen Fall gehe.

Bleiben wir zunächst einmal bei Industriebauten. Chemiewerke, Wasserwerke, Heizkraftwerke – für mich sind das kraftvolle Bauten, der Funktion folgend, mit skulpturalen Qualitäten. Orte, in denen hart und verantwortungsvoll gearbeitet wird. Keine Wellness-Oasen. Und doch werden pinselschwingende Maler an diese Baukörper herangelassen, um sie aufzuhübschen. Diese Bauten mit sie umkreisenden, mit karierten oder gestreiften Mustern wie aus einem Farbkatalog zusammengestellt in lieblichen Farben zu dekorieren – das ist billig und schlichtweg abzulehnen.

Das Gleiche gilt für mich bei Betonbauten, deren „Tristesse“ gerne mit Lasuren oder auch mit kräftigen Farben zu Leibe gerückt wurde und immer noch wird. Mit Grausen fallen mir Wettbewerbsergebnisse aus den 1960er- und 1970er-Jahren ein zu so manchen Kulturbauten aus Beton. Bauwerke wurden erschlagen mit intensiven, gesättigten Farben, die sich auf großen Formen von selbst verbie-

ten oder verschwanden ganz hinter bunten dekorativen Mustern. Ein Bauwerk oder eine Fassade sind keine Leinwände. Sie können nicht mal so und mal so gestrichen werden. Ein Material gehört zum Konzept eines Bauwerks. Auch der Beton. Applizierte Farbe am Bau entzieht sich grundsätzlich und bunte Farbe erst recht jeder Beliebigkeit. Da muss ich auch der Meinung so mancher Studenten widersprechen, dass heute doch alles möglich sei und jeder machen könne, was er wolle. Dabei vergessen sie, dass Architektur gnadenlos öffentlich ist und starke Farbigkeit oder aufdringliche Bemusterungen auf Dauer als störend, da zu aufdringlich empfunden werden.

Zum Schluss ein heikles Thema: Wie steht es mit riesigen Wohnblocks oder mit Plattenbauten, die hässlich sind, monoton, verkommen? Hier kann bunte Farbe doch wirklich Gutes tun! Da gibt es Beispiele von großflächigen abstrakten Bemusterungen auf Fassaden in nahezu reinbunten Farbigkeiten bis hin zu allen möglichen pastelligen Bemusterungen. Ersteres ist eine Zumutung für den Bau und den Bewohner, der tagtäglich auf ein solches Haus zugehen und dann auch noch hineingehen muss. Letzteres wird schon schwieriger, da die Bewohner im Verhältnis zum vorherigen Zustand beigeistert sind. Ich kann sie verstehen, bezweifle jedoch stark, dass Farbe am Ende das wettmachen kann, was der Form fehlt. Ich bin froh, nie mit einem solchen Auftrag konfrontiert worden zu sein. Ich hätte ihn abgelehnt. Bausünden bleiben Bausünden, auch wenn sie nett dekoriert daherkommen. Da bedarf es sehr spürbarer formaler Veränderungen, um solche Gebäude annehmbar zu machen und Wohnqualitäten zu verbessern. Ehrlicher ist es dann schon, das Gebäude einfach nur zu renovieren, schadhafte Stellen auszubessern, den Anstrich zu erneuern, vielleicht mit zwei Nuancierungen in verhüllten Farben, um beispielsweise Vor- und Rücksprünge zu betonen.

Beim Stichwort verhüllte Farben fällt mir auf, dass ich doch noch nicht am Ende angekommen bin. Verhüllte Farben sind solche, die auf selbstverständlich beim Bau vorkommende Materialfarben bezogen sind, stets vergraut sind und unserer natürlichen Wahrnehmung entsprechen. Sie stehen im Gegensatz zu den immer häufiger gestrichenen Pastellfarben, die Industrieanlagen und große Wohnanlagen beleidigen und an nahezu allen Dorfrändern auf Einfamilienhäusern zu finden sind. Sind sie so beliebt, weil sie scheinbar eher harmlos daherkommen, weil man damit nichts falsch machen kann, ein bisschen bunte Farbe nur? Gleich vorweg: Pastellfarben haben an Bauwerken, die schließlich immer noch sehr materiell und real sind, nichts zu suchen. Wieso nicht? Durch die Beimischung von Weiß ändern sich die Pigmentfarben. Weiß lässt alle Farben undichter wirken, scheint ihre Substanz zu zerstreuen. Pastellfarben auf Gebäuden wirken deswegen entmaterialisierend und entgrenzend. Warme Farben mit Weiß werden schwächer, kalte Farben mit Weiß werden flüchtiger. Schwache und flüch-

tige Farben auf materiellen Bauten? Da kommen mir vor Mitleid die Tränen.

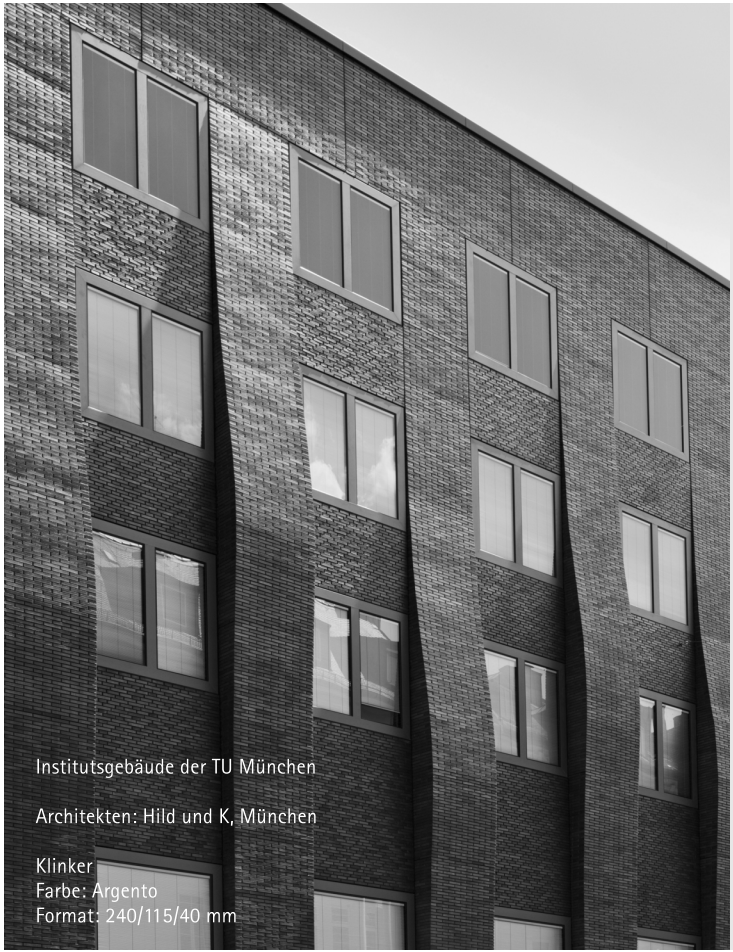
Ich hoffe, Sie haben mich nicht falsch verstanden. Ich bin nicht gegen bunte Farbe am Bau. Doch je länger ich mich mit der Farbigkeit von Bauten befasse, desto sparsamer und behutsamer gehe ich mit ihr um. Und ich freue mich über jedes Bauwerk, dessen Form und Farbigkeit fein miteinander ausbalanciert sind.

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 2.17 befassen sich mit dem Thema „Preis“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 15. Mai 2017

Fundstück:
Die Anfragen für unseren Brief- und Fragekasten häufen sich in der letzten Zeit in einer solchen Weise, dass die Beantwortung derselben bei dem bescheidenen Raum, den wir dieser nur zur Verfügung stellen können, gegen unseren Willen vielfach verzögert. Wir sehen uns daher zu der Bemerkung genöthigt, daß wir künftig nur die Anfragen berücksichtigen können, welchen der Nachweis des Bezuges unseres Blattes beigefügt ist. Wenig Aussicht auf Beantwortung haben außerdem die Anfragen, deren Erledigung auf dem Wege der Anzeige möglich ist. Grundsätzlich sollte der Briefkasten nur dann in Anspruch genommen werden, wenn andere Wege versagen. Bauzeitung Jahrg. 1900 Heft 7



Institutsgebäude der TU München

Architekten: Hild und K, München

Klinker
Farbe: Argento
Format: 240/115/40 mm

Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen

Telefon 08732-24-0
Telefax 08732-24-200

www.gima-ziegel.de

GIMA
Qualität aus Ton

DIE SOWIESOS

Michael Gebhard

Es gibt sie noch die Leute, die brav ihre Steuer zahlen, die bei Rot an der Ampel stehenbleiben, die den ausgeschilderten Preis einer Ware anstandslos bezahlen, die noch kulturellen Content für Geld kaufen. Das sind die, mit denen man immer rechnen kann, auf die man immer zählen kann. Eine Verfügungsmasse, die gebraucht wird, um die Dinge am Funktionieren zu halten, auf die man gleichzeitig wenig Rücksicht nehmen muss. Das sind die Sowiesos. Kein gesellschaftlicher Bereich, der nicht auf sie angewiesen wäre, der ohne sie funktionieren würde. Auffällig, nein, auffällig werden sie nie. Da muss man keine Angst haben.

Diejenigen, die uns hier interessieren, sind die Sowiesos des öffentlichen Raumes – die Fußgänger. Gibt es nicht Fußgängerzonen, wird nicht ständig über die Qualität des öffentlichen Raumes diskutiert, werden sie fragen. Ja, aber sicher, ist die Antwort. Betrachtet man trotzdem die Flächenzuteilungen im öffentlichen Raum in den aktuellen Diskussionen, so kommt der Sowieso-Fußgänger meist nur beiläufig vor. Es geht eher um Verbesserung der Bedingungen für Radfahrer, um die Qualität des Autoverkehrs etc. Obwohl, oder vielleicht gerade weil die Fußgänger immer da, immer verfügbar und für ein städtisches Leben unverzichtbar sind, sind die Einschränkungen, denen sie sich unterwerfen müssen, kaum alle zu benennen – fahrende und parkende Autos allüberall, Radfahrer, denen man das Fahren auf den Gehwegen anerzogen hat, was sie in ihrer anarchischen Gutmenschenmentalität gerne angenommen haben und inzwischen als ihr verbrieftes Recht betrachten. Jammern über all diese Misslichkeiten, die sich im öffentlichen Raum unserer Städte zuungunsten der Fußgänger eingeschlichen haben, hilft nicht viel. Umdenken und aktiv dagegen vorgehen, heißt es!

Bei der Betrachtung und Behandlung aller Menschen, die sich im öffentlichen Raum bewegen, muss endlich Gleichberechtigung herrschen. Beobachten Sie sich selbst, beobachten Sie, wie der Missbrauch von Flächen im öffentlichen Raum Sie selbst schon konditioniert hat. Gehen Sie auf einem Gehweg, der nur ein bisschen breiter als minimal ist und der es beispielsweise dem Radfahrer ermöglicht, ohne abzusteigen zur nächsten Ampel zu gelangen, so wird die Mehrzahl der Radmenschen diese Möglichkeit nutzen und selbstverständlich den shortcut über den Gehweg nehmen. Beobachten Sie sich selbst, wie Sie reagieren. Natürlich passt Ihnen das überhaupt nicht. Gelegentlich murren Sie auch, wenn wieder einer von hinten an ihnen vorbeizischt, dennoch werden Sie feststellen, dass sich bei Ihnen eine Verhaltensweise einstellt, die dazu führt, dass man am Rand des Gehweges geht, obwohl man genauso gut in der Mitte gehen könnte. Das ist die Konditionierung der Sowiesos. Sie funktioniert im Alltag, sie funktioniert auch in der Planung. Da ist zuerst die offensichtliche Missachtung, da ist, nicht weniger bedeutsam, ein eingeschliffener falschgewichteter Diskurs.

Haben sie schon jemals erlebt, dass im Zusammenhang mit den Beteiligten im öffentlichen Raum über die Qualität des Gehens gesprochen wurde? Nein, der Fokus liegt auf dem Aufenthalt, dem Verweilen auf Bänkchen und Caféstühlchen. Das ist genauso fragwürdig wie die obsessive Fokussierung mit dem Platz und dem Park als öffentliche Räume bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Straße oder Gasse. Ich behaupte hier, und damit stehe ich vermutlich nicht allein, dass das Gehen, die täglichen Wege zu Fuß in der Stadt weit mehr zum öffentlichen Leben beitragen als jeder noch so gut gestaltete Platz. Auf dem Weg zu Fuß werden mehr Kontakte realisiert, wird mehr gesehen und mehr kommuniziert als anderswo. Die Qualität der Räume, in denen wir uns bewegen, wieviel Platz wir dort

haben, wieviel Möglichkeiten uneingeschränkt durch andere stehenzubleiben, mit Bekannten oder manchmal auch Unbekannten zu reden, uns auszutauschen, unbedrängt Auslagen anzusehen oder auch nur stehenzubleiben, um einen Anruf entgegenzunehmen, das ist ein wesentlicher Faktor für die Lebensqualität unserer Umwelt, unseres Stadtteiles, unseres Wohnumfeldes.

Natürlich ist der Verteilungskampf um das knappe Gut öffentlicher Raum hart. Jeder der Beteiligten hat Ansprüche, die er auch entsprechend begründen kann. Der eine wirtschaftlich, denn der Verkehr muss schon aus ökonomischen Gründen fließen, die Geschäfte gehen ein, wenn man nicht vor der Türe parken kann, der andere aus Umweltgründen, denn Fahrradfahren vermeidet Schadstoffausstoß und Umweltverschmutzung und muss bevorzugt werden. Alles richtig. Alles wichtig. Und Fußgänger? Na ja, die sind halt da, sowieso da. Da muss man sich doch nicht viel drum kümmern. Da gibt es doch viele schöne Plätze zum Verweilen und Ausruhen. Ja und dazwischen? Da muss man halt durch, wie man so schön sagt. Ein Blick auf Flächenstatistik beleuchtet frappierende Verhältnisse. Ein fahrendes Auto braucht statistisch gesehen 140 m2 Platz, ein Radfahrer ca. 40 m2, ein Fußgänger ca. 1m2. Das Missverhältnis, das hier zum Ausdruck kommt, spricht für sich. Wenn es dann in die Diskussion über dieses Missverhältnis geht, kommt zwischen Auto und Radverkehr und sonstigen Fahrvehikeln der Fußgänger ganz schnell unter die Räder. Fortbewegung ist in unserem Denken permanent aufs Rad fixiert. Vom Auto, über das Fahrrad, das E-Bike, den Cityroller, den Segway und sonstige „selbststabilisierende“ Radmodelle. Sie sind vermeintlich schnell, bequem und bestenfalls auch noch chic und strahlen Modernität aus, erwecken Aufmerksamkeit und schaffen last but not least Verkaufsmodelle, bilden wesentliche Wirtschaftszweige. Dagegen sieht der Fußgänger arm und rückständig aus.

Nichtsdestotrotz ist Zufußgehen die menschliche Fortbewegung schlechthin. Der Mensch ist entwicklungsgeschichtlich ein Läufer. Heißt, der Mensch braucht die fußläufige Art der Bewegung für seine körperliche Gesundheit. Was könnte also naheliegender sein, als diese mit all den weiteren positiven Effekten auch entsprechend zu fördern. Je angenehmer es empfunden wird, Erledigungen und Wege in der Stadt zu Fuß zu bewerkstelligen, desto öfter wird das auch geschehen. Kleine Anfänge ziehen größere Kreise. Qualität macht von sich reden und findet Nachahmer. So entstehen Trendwenden.

Beginnen muss dies mit einer Korrektur unserer Betrachtungsweise des Fußgängers – die Essenz seiner Bedeutung liegt in der vergleichsweise langsamen Fortbewegung, die Kontakt, ob nun tatsächlich kommunikativ verwirklicht oder nur visuell vollzogen, am allerbesten ermöglicht, die die Wahrnehmung, auch die von Details und Veränderungen unserer alltäglichen Umgebung möglich macht.

Unausweichlich ist die Korrektur von Flächenzuweisungen für die Nutzer des öffentlichen Raumes zugunsten derer, die die Mehrheit darstellen und am meisten zu seiner Lebendigkeit und seinem Lebenswert beitragen, gefolgt von den platzsparendsten radgebundenen Verkehrsmitteln. Auf gut deutsch eine Umkehr der aktuell gültigen Flächenverteilung. Das ist ein permanenter Kampf, der offensiv geführt werden muss. Argumente und Beispiele, wie dies gelingen kann, gibt es inzwischen genug. Der Platz auf dem Stadtboden gehört den Fußgängern, Radfahrer werden toleriert. Alle, die sich im Lebensraum Stadt bewegen, haben dies mit einer angemessenen Geschwindigkeit zu tun. Die liegt unter 30 Stundenkilometern.

Was uns sonst noch abhält zu Fuß zu gehen, sind mentale Sperren, die uns anerzogen wurden – automobile Muttermilch. Entfernung ist nicht nur real vorhanden und messbar, im Zusammenhang mit menschlichem Verhalten hat sie eine gewichtige mentale Komponente. Gespräche über Destinationen, die man zu Fuß erreichen könnte, wie Innenstadt, Kino oder Kneipe offenbaren in der Regel krasse Fehleinschätzungen der Laufzeiten. Mentale Sperren münden häufig in die Floskel, nahezu jede Entfernung, die über das unmittelbare Wohnumfeld hinausgeht, sei doch viel zu weit, um sie zu Fuß, ohne Schweißausbruch mit folgender sozialer Stigmatisierung und völlige physische Erschöpfung bewältigen zu können. Da spürt man, wie sehr unsere automobile Konditionierung unseren Lebensalltag durchdrungen hat.

Überwindung, Umkehr ist nicht einfach, aber möglich. Man muss sie nur von mehreren Seiten gleichzeitig angehen. Förderung der individuellen Gesundheit, Steigerung der Lebensqualität im Alltag des Wohn- und Stadtumfeldes sind gewichtige Argumente, aus denen Bewegungen im besten Sinne des Wortes entstehen könnten. Abstimmung mit den Füßen tut not.

VON WEGEN KULTURSTAAT

Ulrich Karl Pfannschmidt

Die Verfassung des Freistaats Bayern ist am 8. Dezember 2016 fünfzig Jahre alt geworden. Sie enthält, getragen von Idealismus, inmitten der Trümmer des Krieges einige Grundsätze und eine klare Beschreibung der Aufgaben des Staates. Ihre Sprache ist einfach und jedermann verständlich. Sie verpflichtet zum Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen und der kulturellen Überlieferung. Es ist eine gute, aus den Erfahrungen der Vergangenheit geborene Verfassung. An ihrem großen Geburtstag wird sie gerühmt und gefeiert. Im Schutz derer, die sie am höchsten preisen, verbergen sich nicht wenige, die sie anderntags verächtlich mit Füßen treten. Der kulturellen Überlieferung geht es nicht gut in Bayern. Je

mehr wir den Kulturstaat Bayern beschwören, desto weniger ist von ihm zu bemerken. Das ist keine kleinliche Mäkelei, denn an der Missachtung des Verfassungsgebotes zerschellt die Glaubwürdigkeit des Staates.

Der Umgang des Freistaats mit dem Komplex der „Alten Akademie“ in der Neuhauser Strasse ist schändlich. Ein Denkmal im doppelten Sinne, der weiten und der nahen Vergangenheit, ist in Gefahr, leichtfertig dem Profit geopfert zu werden. Ausdrücklich sei festgehalten, dass es nicht darum geht, jede Art von Veränderung zu verhindern, sondern einzig darum, den Wandel der Nutzung respektvoll zu gestalten. Mit dem Pachtvertrag hat sich der Finanzminister vor jeder Verantwortung als Eigentümer gedrückt und die Last dem Landesamt für Denkmalpflege überlassen, das zwar verhandeln, aber in die Entscheidung der Stadt München als Unterer Denkmalschutzbehörde nicht eingreifen kann.

Man hätte einen Sturm der Entrüstung bei allen Bürgern der Stadt München, mindestens aber bei den Architekten erwartet, haben doch nicht wenige bei Josef Wiedemann studiert. Doch außer einem leichten Grummeln kam sehr wenig. Sich für das Gemeinwohl in die Schanze zu schlagen, ist offensichtlich nicht Sache der Architektenschaft. Es ist leichter, über den Verlust an Baukultur zu jammern als für sie zu kämpfen. Man könnte den Eindruck haben, der Eintrag in die Architektenliste sei mit einer Kastration verbunden. Auch die Glaubwürdigkeit unseres Berufes steht auf dem Prüfstand.

Auf einer öffentlichen Diskussion am 29. Juli 2016 in der Alten Akademie saß Dieter Wieland mit anderen auf dem Podium. Seine Erkenntnisse hat er in dem Brief vom 24. November 2016 an den Bayerischen Landesdenkmalrat zusammengefasst, der im Folgenden mit seiner Erlaubnis abgedruckt wird.

Sehr geehrte Damen und Herren,
sehr geehrter Herr Vorsitzender,

es ist mir ein Bedürfnis, Sie um Hilfe zu bitten für die Alte Akademie in München.

Ich habe den bayerischen Denkmalschutz noch selten in einer so aussichtslosen Position gesehen wie bei dieser krassen Zweckentfremdung und Zerstörung ausgerechnet eines der schönsten und wichtigsten Gebäude der bayerischen Geschichte.

In meiner Studienzeit bei Max Spindler sprachen wir vom bayerischen Escorial, vom Wittelsbacher Bollwerk der Gegenreformation, von der mächtigsten Demonstration des Katholizismus nördlich der Alpen. Nicht die Jesuiten bauten diese grandiose Michaelskirche und das mächtige Klostergeviert, das erste in Bayern. Es war der Fürst, Wilhelm V., der Fromme, einer der größten Bauherren der Wittelsbacher, er errichtete diese politische Gottesburg mitten in der Stadt in nie

gesehener Größe und in völlig neuen Renaissance-Formen. Eine Staatskirche, ein Staatskloster mit einem fürstlichen Bildungsauftrag, der in das ganze Land ausstrahlen sollte. Dies ist wirklich ein Haus der Bayerischen Geschichte. Es dokumentiert, warum Altbayern katholisch blieb, wie die Jesuitenspiele die Sonderformen des bayerischen Katholizismus prägten, Krippenspiele, Passionsspiele, Heilige Gräber, prunkvolle Fronleichnamsprozessionen und Hochämter mit der Musik Orlando di Lassos, Maria als Patrona Bavariae auf Straßen und Plätzen.

Und der in Italien ausgebildetet Niederländer Friedrich Sustris schuf die auftrumpfende, einzigartige Architektur für diese Politik. Er hatte dem jungen verschwenderischen Fürsten und seiner Frau Renata von Lothringen bereits die Landshuter Burg Trausnitz in einen heiteren italienischen Palazzo verwandelt, später in München die schönsten Bauten der Zeit entwickelt, das Antiquarium und den Grottenhof der Residenz. Mit der Riesentonne und der grandiosen Fürstenfassade von St. Michael und den prunkvollen Palastwänden des Jesuitenkollegs schuf er zum ersten Mal in München Architektur von römischer Größe. Der einspringende Platz mit dem Kopfbau und die Gesamtwirkung mit Augustiner Kirche und Frauentürmen ist städtebaulich das schönste Bild des alten München. Ein Bild, das München ausmacht schlechthin.

Sofort nach Kriegende war es genau diese Stelle, an der der Wiederaufbau mit größtem Idealismus von der ganzen Bürgerschaft getragen einsetzte. Ich schicke Ihnen als Zeitdokumente Bilder des städtischen Wideraufbaureferats von 1952, die als Auftakt der erreichten Leistungen genau diese Situation mit Jubel vorführen. Die Eindeckung von Bürgersaal, St. Michael, der Augustiner Kirche und dem Dom bis 1952 waren die wichtigsten Lebenszeichen für die Menschen – das Kunstwerk München würde wiederauferstehen.

Neben vielen Anderen hat vor allem Josef Wiedemann darum gekämpft, diese stehengebliebene Palastfassade und den städtebaulich so wichtigen einspringenden Kopfbau zu erhalten und wiederherzustellen. Er wollte damit nach eigenen Worten eine Wiedergutmachung der Zerstörungen für die Münchner erreichen.

Er sagte einmal: "Meine Planung für den Wiederaufbau ging von zwei Voraussetzungen aus:

1. Die Fassade zwischen Giebelbau und Michaelskirche soll in ihrer Substanz und Erscheinung unverändert erhalten bleiben.

2. Der vorspringende Giebelbau ist für den ganzen Straßenraum in dessen geschwungenem Verlauf von so bestimmender Wirkung, dass er in seiner bisherigen Gestalt wieder aufgebaut werden soll."

Er hat beides glücklich geschafft und verwirklichen können. Leider ist die Akademie der Wissenschaften, seit Auflösung des Jesui-

tenordens Hauptnutzerin des Gebäudes, in die wiederaufgebaute Akademie nicht mehr eingezogen. Man brauchte damals wichtige Nutzer, um den Wiederaufbau der Residenz zu rechtfertigen. Stattdessen wurde aus politischen Gründen der Westteil der Alten Akademie an das Kaufhaus Hettlage vergeben. Wiedemann hat mit seinem Entwurf alles vermieden, was nach Kaufhaus aussah. Die Schaufenster wurden so weit zurückversetzt, dass sie nicht mehr für die Fassade wirksam waren. Die Befensterung und die farbliche Gestaltung der neu geschaffenen Fassade sollten das historische Gesamtkunstwerk Alte Akademie auch ohne Rekonstruktion so weit als möglich bewahren.

Die historischen Nutzungen bis 1944, Akademie der Wissenschaften, Universität, Akademie der Bildenden Künste, Wilhelms-Gymnasium, Struktur des Sustris-Baues nie verändert. Auf historischen Photographien der Vorkriegszeit erscheint der Bau so exakt erhalten wie zur Erbauungszeit. Zum Ensemble gehörte daneben die Wilhelminische Veste, die neue Residenz Wilhelms V. neben seinem Jesuitenkloster, die spätere Maxburg. Die vielen noch erhaltenen Reste wurden leider nach dem Krieg abgerissen. Die Alte Akademie dagegen wurde mit dem Statistischen Landesamt adäquat genutzt. Auch 1952 waren keine Veränderungen an den erhaltenen Renaissance-Fassaden nötig.

Erst jetzt, 2016, werden zum ersten Mal seit 450 Jahren Eingriffe in die historischen Fassaden gefordert. Zum ersten Mal in seiner Geschichte ist dieses einzigartige Gebäude für eine rein kommerzielle Nutzung freigegeben, die es nie hier gegeben hat und die den Charakter und die Stimmung dieses Bauwerks auf eine nie dagewesene Weise dramatisch verändert. Aus einem Gebäude der Wissenschaft werden ein Luxus-Kaufhaus plus Luxus-Gastronomie und Luxus-Wohnungen. Die festliche, noble Architektur passt nicht mehr, in den Öffnungen nicht, in den Stockwerkshöhen nicht, in den großartigen ruhigen Dachflächen nicht. Gitter im Sockelgeschoß sollen entfernt werden, die Fenster aufgeschlitzt bis zum Boden für Schaufenster.

Die Zukunft eines Denkmals hängt immer davon ab, in welche Hände es letztlich gelangt und welche Nutzung der Besitzer dem Denkmal zumutet und abverlangt. Im Fall Alte Akademie liegen historische Denkmaleigenschaft und neue Nutzungsvorstellung meilenweit auseinander, Welten entfernt, krasser könnte es gar nicht sein. Verrückterweise haben wir diesen tragischen Konflikt ausgerechnet der bayerischen Staatsverwaltung zu verdanken, in Form der Immobilien Freistaat Bayern im Bayerischen Finanzministerium.

Auch die Diözese hat sich um die Alte Akademie beworben, den rückwärtigen Teil hat sie ja bereits gekauft. Geplant waren zum Beispiel karitative Einrichtungen und Schuldnerberatung, eine ideale Nachnutzung für die Büros des Statistischen Landesamts. Man

habe den Verkehrswert geboten, sagte ein Sprecher. Die Immobilien Freistaat hat anders entschieden. Ganz offensichtlich hat die CEO SIGNA Prime Selection AG Wien deutlich mehr geboten. Aus der Alten Akademie wurde die Alte Akademie Immobilien Gmbh & Co. KG. Es müsste der Immobilien Freistaat bewusst gewesen sein, dass bei der hier geforderten Umnutzung in Einzelhandel, Gastronomie und Wohnen in den beiden Denkmälern kein Stein auf dem andern bleiben würde.

Die Alte Akademie wird für 65 Jahre Geldmaschine für Investoren und Immobilien-Kapitalanleger. Und das mit staatlicher Zustimmung. Gibt es wirklich niemand, der bei so geschichtsträchtigen staatlichen Denkmälern mitentscheidet, wie der bestmögliche Nutzer aussehen muss? München leidet seit Jahren an Raummangel für die Musikschulen. Wäre das nicht ein ideales Haus für Musikstudenten gewesen? Mit der Möglichkeit, an dieser frequentierten Lage täglich Kammermusik anzubieten, wie in Prag. Seit Jahrzehnten verspricht der Staat der Graphischen Sammlung mit ihren weltberühmten Schätzen ein adäquates Quartier. Man neidet der Hypo-Kunsthalle die günstige Lage mitten in der Altstadt. Die Alte Akademie wäre eine einzigartige Chance für Kunst und Kultur gewesen, unübersehbar mit ihrer großartigen Architektur.

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Herr Vorsitzender des Landesdenkmalrates, ich bitte Sie, darauf hinzuwirken, dass hier der Ensembleschutz der Münchner Altstadt voll und ganz zur Wirkung kommt. Die Michaelskirche und die Alte Akademie gehören untrennbar zusammen. An der historischen Erscheinung dieser Baudenkmäler, die so 1952 mit größtem Idealismus wieder aufgebaut wurden, darf nichts verändert werden. Es darf in keiner Weise ein Kaufhauscharakter entstehen, keinerlei Werbeschriften, Neonreklamen, Werbefahnen, Schaufensteraufschlitzungen etc. Der städtebaulich so einzigartige Straßenraum mit dem grandiosen Richard-Strauß-Brunnen von Hans Wimmer darf nicht durch Vitrinen oder Gastronomie zum Kaufhausvorplatz degradiert werden.

Die SIGNA-Immobilien GmbH ist schon eifrig und professionell damit beschäftigt, hier Tatsachen zu schaffen. Es ist bereits überdeutlich zu sehen, wie der Kommerz die Würde und Hoheit dieses Ortes beschädigt. Sie meine Damen und Herren und die Stadträte von München dürfen diese Degradierung und Entwertung dieses Herzstücks des alten München, dieses Juwels der bayerischen Geschichte nicht zulassen.

Darum bitte ich Sie.
Ihr
Dieter Wieland

MEIN LIEBER K. – BRIEF AN EINEN KRITIKER

Michael Gebhard

Mein lieber K.,
Du kennst mich ja nun lange genug. Wenn ich Dich so anspreche, gibt es Redebedarf. Lange schon wollte ich mit Dir über den Zustand Eurer Profession, der Architekturkritik sprechen. Ich sehe Dich schon die Hände ringen, höre einen schweren Seufzer der Verdrossenheit sich Deiner Brust entringen. Nein, nein, nicht schon wieder dieses Gejammer, dieses ewige Lamentieren, wirst Du sagen. Die Kritik kann dies nicht und will jenes nicht, sie ist gesellschaftlich obsolet etc. Niemand will das hören! Wir Kritiker, wirst Du sagen, schon gar überhaupt nicht. Ja, das kann einem schon auf die Nerven gehen, das verstehe ich. Und

trotzdem: Es stimmt etwas nicht mit euch. Viele von euch haben sich ganz offensichtlich abgewandt von der, wie sie es nennen „klassischen“ Kritik, dem Schreiben über ein Gebäude, haben sich gesellschaftlichen Themen zugewandt, sehen jetzt immer den großen Zusammenhang. Mir schwirrt da schon öfters mal der Kopf, oder ich muss zugeben, dass ich ob der Großzusammenhänge, die überall auf mich einstürmen, müde abwinke. Dann wieder sehe ich die schönen Bildchen der gerade aktuellen Projekte – hier in München zum Beispiel. Dann frage ich mich, wo, mit Ausnahme einiger Allzuweniger, die aber immer weniger zu Wort kommen, bleibt eure Einschätzung? Ist es zu langweilig, über die Proportion von Gebäuden zu schreiben, über ihre Einfügung in den Kontext, ihre Relevanz im Stadtraum, ihre Angemessenheit, über das Trügerische der schönen Bildchen, gegen die die Realität müde verblasst? Ich sage Dir, wir, das interessierte Publikum warten darauf. Wenn ihr uns Zusammenhänge und Verbindungslinien aufzeigen wollt, dann bitte solche, die man als vernunftbegabter Mensch noch nachvollziehen kann. Durften wir nicht neulich erkennen, dass in der Diskussion um die Präsenz des Hauses der Kunst in München die Bäume, die vor dem Haus nach dem Krieg gepflanzt wurden, im Zusammenhang mit der Problematik der Bodenversiegelung in Deutschland gesehen werden müssen? Wahrlich ein bedeutender Zusammenhang. Da wäre nicht jeder drauf gekommen. Man müsste es auch gar nicht so wichtig nehmen. Manchmal müssen Artikel einfach geschrieben werden. Man hat ja auch nicht immer den besten Tag, und morgen dient das Geschriebene zum Einwickeln der Butterstulle. Doch gerade der fehlgelaufene Bezugszusammenhang, über den man schon lachen muss, stellt die Zwangsbedeutungsobsession, die euch befallen hat, so großartig bloß.

Sei’s drum, soweit dazu. Es geht noch weiter, ich bin noch nicht durch mit euch. Eure Zukunftsfähigkeit macht mir wirklich Sorgen. Vergiss es! Wir waren schon immer da und werden selbst die Existenz von Architektur noch überdauern, wirst Du sagen. So kann man das sehen, antworte ich dann, muss man aber nicht.

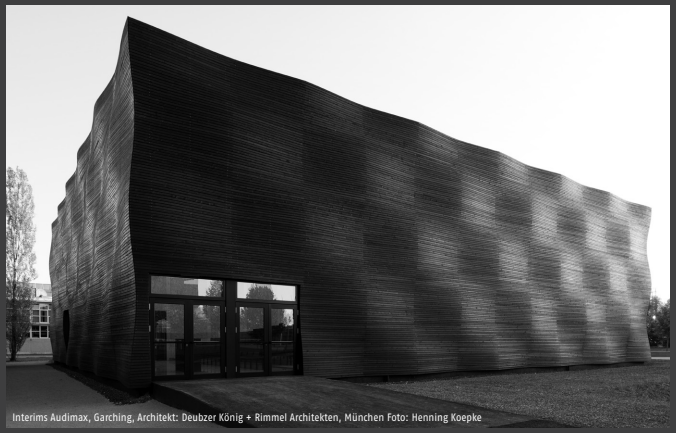
Derzeit sehe ich eure Zukunft eher wie die alter Trockensträuße – vor langer Zeit einmal dekorativ gewesen, heute im Eck stehend und verstaubend. Irgendwann werdet ihr gnädig entsorgt oder, wenn man in euch noch etwas Originalität entdecken kann, kommt ihr ins Museum. Auf die Frage nach der anderen, der aktueller Medien sich bedienenden Kritik habe ich bisher nur schulterzuckendes Desinteresse vernommen. Wo bleibt die Kritik jenseits des geschriebenen Wortes, die aktuelle Fragen von Architektur und Städtebau aufgreift und publikumswirksam diskutiert, witzig, frech, respektlos und kritisch? Manchmal befürchte ich schon, dass man das auch noch selber machen muss. Dann bleibt euch nur noch die dann allerdings etwas bemüht wirkende Umarmungsstrategie, die zu erklären versucht, dass genau das, was ihr jahrelang verpasst habt, das Resultat eurer langjährigen Bemühungen ist. Traue ich euch zu.

So, jetzt war ich vermutlich ungerecht und bin eurer Profession und euren wichtigen Bemühungen überhaupt nicht gerecht geworden. Das war mein Ziel.

Was wir wollen ist, in euch diejenigen zu finden, die uns substanzielle Einschätzungen und Erklärungen liefern, insbesondere auch zu Bauten, die gerade im Entstehen sind. Solche, die einer weiteren Erörterung wert sind und solche, über die man zumindest schmunzeln kann, auf die man sich schon freut, wenn sie wieder erscheinen oder im Internet zu sehen sind. Weltgesellschaftszusammenhänge sind dabei erlaubt – manchmal.

Du siehst mein lieber K., es wird trotz allem viel von euch erwartet, immer noch.

Es grüßt Dich Dein M.


Interims Audimax, Garching, Architekt: Deubzer König + Rimmel Architekten, München Foto: Henning Koepke

Haus des Verbandes Südwestmetall, Heilbronn
Architekt: Dominik Dreiner, Gaggenau, Foto: Johannes Marburg, Genf

Dachausbau, Lakonis Architekten, Wien © Hertha Hurnaus

Bessere Ergebnisse bei geringerem Aufwand.

ARCHICAD gehört in jedes Planungsbüro. Umsteigen ist denkbar einfach!

GRAPHISOFT.DE

OPEN BIM™

GRAPHISOFT®

JÖRG HEILER

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Kunst, Design, Gestaltung generell haben mich interessiert. Architektur schien mir vieles davon zu verbinden. An etwas mitgestalten zu können, das im Alltag Relevanz und Substanz hat, war sicher auch ein Grund.

2. Welches Vorbild haben Sie?
Menschen, die mich inspirieren, würde ich es eher nennen. Henri Lefebvre beispielsweise, mit dem besser zu verstehen ist, welche Rolle unsere Arbeit und Architektur in der Gesellschaft spielen (könnten). Dann Hanns-Josef Ortheil, der durch Sprache alltägliche Orte, deren Räume und Situationen erfahrbar macht.

3. Was war Ihre größte Niederlage?
4. Was war Ihr größter Erfolg?
Das sind Kategorien, in denen ich nicht zu denken versuche. Manches gelingt, manches weniger. Irgendwann begreift man ja, dass das im Leben so ist.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?
An einem wirklich urbanen Raum mitzugestalten, der Unterschiedliches und Widerstreitendes gleichzeitig ermöglicht.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?
Architektur hat gesellschaftliche Relevanz. Mehr denn je im Kontext von Migration, Digitalisierung oder Klimawandel.

7. Was erwarten Sie vom BDA?
Nicht vom BDA, von seinen Mitgliedern: Solidarität.

EINE ERSTKLASSIGE BILANZ

Karlheinz Beer hat sich um den BDA Bayern verdient gemacht

Wolfgang Jean Stock

Freitag, 11. Mai 2012, Oskar von Miller-Forum in München, Mitgliederversammlung des BDA Bayern. Karlheinz Beer hat einen bemerkenswerten Auftritt – als es um den Bericht über die aktuellen Entwicklungen in der Kammer geht, tritt er ohne Sprechzettel vor die Bühne und scheint dann seine Gedanken beim langsamen Auf- und Abgehen zu verfertigen. Doch der Eindruck trügt: Was Beer in freier Rede vorträgt, und zwar sauber gegliedert von Punkt zu Punkt, das kann er für jeden so verständlich aus dem Gedächtnis abrufen, weil ihm gerade die Aufgaben der Kammer ein Herzensanliegen sind. Und Charme hat er

ja auch, der stattliche Oberpfälzer. Wer es bis dahin noch nicht wusste, dem wurde es jetzt bewusst – Erscheinung, Sprache und Rhetorik machen Beer zu einem „geborenen" Vorsitzenden.

Bereits von 2005 bis 2009 Landesvorsitzender des BDA Bayern, hat Karlheinz Beer den Verband noch stärker während seiner zweiten Amtszeit von 2012 bis 2016 geprägt. Dabei ist ihm das Kunststück gelungen, bayernweit viele Mitglieder mit seinem Elan anzustecken, getreu dem legendären Ausruf von Oskar Lafontaine: „Nur wer selbst begeistert ist, kann andere begeistern!" Was dann in der Fachwelt wie auch in Politik und Öffentlichkeit als ein neuer Aufbruch des BDA Bayern gewertet wurde, beruhte aber nicht auf Schnellschüssen. Ein wichtiger Ausgangspunkt für die erfolgreiche Verbandspolitik war die Klausurtagung des Landesvorstands Ende Juli 2012 im schwäbischen Städtchen Pöttmes. Zwei Tage lang wurde intensiv über Selbstverständnis und Strategie des BDA beraten, auch durchaus kontrovers, wie der Autor dieser Zeilen als geladener Gast erfahren hat.

Schritt für Schritt wurden unter Karlheinz Beer neue Formate entwickelt. Vom Frühjahr 2013 an hat die Exkursionsreihe „BDA in Fahrt" bislang in fünf Städte und Regionen geführt: nach Prag, Linz an der Donau, Ljubljana, Südtirol und Helsinki. Um aktuelle Debatten zu vertiefen, wurde die Reihe „BDA im Gespräch" ins Leben gerufen. Knallhartes Fachwissen vermitteln hingegen die ebenso gut besuchten Veranstaltungen des „BDA Workshop". Daneben erhielt die Münchner Geschäftsstelle nach außen hin ein anderes Gesicht: Im „BDA Schaufenster" können sich neue Mitglieder, Förderer und Partner des BDA wirksam vorstellen. Schließlich hielten auch die neuen Medien Einzug, ein Beispiel ist der „BDA Talk".

Sicherlich war Karlheinz Beer ein „starker" Vorsitzender, der seine Kontakte zur Politik wie auch zur Obersten Baubehörde selbstbewusst einsetzte. Gleichwohl übte er sein Amt als „Primus inter pares" aus, wie man aus dem Landesvorstand und den Kreisverbänden hört. Seine Kollegialität drückte sich auch darin aus, dass er in ganz Bayern unterwegs war, um bei Veranstaltungen mitzuwirken. Zuweilen fragte man sich aber schon, woher der Mann seine kontinuierliche Kraft zieht. Bei seinem Einsatz für den BDA, bis hin zur Bundesebene, und bei seinem Wirken in der Kammer hat er gewiss nicht nur einmal das private Leben wie auch die Tätigkeit im eigenen Büro zurückgestellt. Doch sein Engagement wurde ihm kräftig gedankt: mit der außerordentlich hohen Stimmenzahl bei den letzten Kammerwahlen wie auch mit den „Standing Ovations" bei seiner Verabschiedung als Landesvorsitzender auf der Mitgliederversammlung am 19. November 2016.

Karlheinz Beer, so entscheidungsfreudig wie mutig und integer, hat den BDA Bayern mit einer erstklassigen Bilanz übergeben: mit einem gewachsenen Einfluss in Fachwelt, Politik und Öffentlichkeit, mit einer auch zahlenmäßig stärkeren und vor allem verjüngten

Mitgliedschaft, mit den zahlreichen Ehrenamtlichen in den Arbeitskreisen (einschließlich dieser Zeitschrift), mit einer aktiven Geschäftsstelle. Nunmehr 2. Vizepräsident der Bayerischen Architektenkammer, kann er sich glücklich schätzen, dass im BDA seine Stellvertreterin Lydia Haack zur neuen Landesvorsitzenden gewählt wurde. Beide haben stets eng und vertrauensvoll zusammengearbeitet – nun hat Lydia Haack zusammen mit ihrem Team bereits neue Akzente wie den Newsletter „XPress“ gesetzt.

FÖRDERBEITRÄGE 2017

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Moritz Auer
Philipp Auer
Stephan Suxdorf
Auer + Weber + Assoziierte GmbH

Gunter Henn
Henn GmbH

Mathis Künstner
BKLS Architekten und Stadtplaner PartG mbH

Titus Bernhard
Titus Bernhard Architekten BDA

Georg Brechensbauer
Brechensbauer Weinhart + Partner

Christian und Peter Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Henning Dickhoff
A+P Architekten

Peter Doranth
Doranth Post Architekten GmbH

Thomas Eckert
Dömges Architekten AG

Robert Fischer
Dömges Architekten AG

Rainer Hofmann und Ritz Ritzer
Bogevischs Büro GmbH

Ludwig Karl
Karl + Probst Architekten

Walter Landherr
Landherr Architekten

Hans-Peter Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

Rainer Post
Doranth Post Architekten GmbH

Amandus Sattler
Allmann Sattler Wappner Architekten GmbH

Peter Schwinde
Schwinde Architekten

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner Architekten GmbH

Claus Weinhart
Brechensbauer Weinhart + Partner

Robert Hösle
Behnisch Architekten

Wolfgang Obel
Obel und Partner GbR

Peter Ackermann
Ackermann Architekten BDA

Axel Altenberend
DMP Architekten

Armin Bauer
RitterBauerArchitekten GmbH

Karlheinz Beer
Büro für Architektur u. Stadtplanung

Michael W. Braun
Braun und Partner Architekten

Peter Dürschinger
Dürschinger Architekten

Matthias und Michael Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Martin Kopp
F64 Architekten BDA

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekt BDA

Eckhard Kunzendorf
Kunzendorf Architekturbüro GmbH

Philip Leube
F64 Architekten BDA

Rainer Lindermayr
F64 Architekten BDA

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Thomas Meusburger
F64 Architekten BDA

Florian Nagler
Florian Nagler Architekten

Roland Ritter
RitterBauerArchitektenGmbH

Stephan Walter
F64 Architekten BDA

Frank Welzbacher
RitterBauerArchitektenGmbH

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass cura

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

THEODOR HUGUES 80

Eberhard Schunck

Am 19. Januar fand sich eine überwältigende Anzahl von Besuchern in der TU München ein, um Theodor Hugues zu seinem 80. Geburtstag zu gratulieren. Zu diesem Anlass hatten sein Nachfolger Florian Mosso und ehemalige Mitarbeiter (Dr. Irene Meissner, Ludwig Steiger und Johann Weber) die sehr gut gestaltete Ausstellung „Theodor Hugues – Bauen und Lehren“ in der Baustoffsammlung erarbeitet. Der große Andrang zur Ausstellungseröffnung war ein überzeugender Beweis für die Ausstrahlung seiner Person und seines Lebenswerkes.

Theodor Hugues ist, als Sohn zweier Künstler, in Würzburg geboren und in Augsburg

aufgewachsen. Schon im Architekturstudium an der TH München, das er in kürzester Zeit absolvierte, erwies er sich als begabter Architekt und schloss als bester Absolvent der Nachkriegszeit im Frühjahr 1961 ab.

Während des Studiums bearbeitete er im Büro von Professor Johannes Ludwig weitgehend selbständig Projekte, nahm aber seine praktische Tätigkeit aus familiären Gründen im Büro „Cramer + Jaray + Paillard“ in Zürich auf. Von dort holte ihn Ludwig wieder als Assistenten zurück an die TH München, wo er bis 1971 blieb, um sich sofort nach dem Ausscheiden selbständig zu machen.

Schon in den ersten Arbeiten für die Evangelische Kirche konnte er seine Fähigkeiten in die Tat umsetzen. Das in Sichtziegelmauerwerk konzipierte Gemeindezentrum in München-Moosach behauptet sich auch heute noch mit seiner kleinen, aber differenzierten Baumasse sehr selbstständig neben seinem Nachbarn, dem Koloss des Olympia-Einkaufszentrums. Wie souverän Hugues mit kleinen Aufgaben umgehen kann, zeigte er am Beispiel des Rudolf-Alexander-Schröder-Hauses in Bergen im Chiemgau. Der heute wieder einfühlsam renovierte Holzbau erscheint größer und eindrucksvoller auf, als es der kleinen Baumasse entsprechen würde. Das Innere verbindet wohltuend Bescheidenheit, Wohnlichkeit und sakrale Würde. Die Aufgabe, der Dankeskirche von Gustav Gsaenger in Moosach einen Kindergarten hinzuzufügen, löste er bestechend. In Material und Volumen wird der Baukörper zum einen ein Teil des Ensembles, lässt aber zum anderen der Kirche ihre Dominanz.

Diese Bauten mit ihren zum Teil internationalen Veröffentlichungen und Preisen waren die Grundlage für die Entscheidung der Berufungskommission an der TU München, die bedeutende Nachfolge von Franz Hart 1979 mit dem 42jährigen Theodor Hugues zu besetzen. Untermauert wurde seine Befähigung durch seine 1973 abgeschlossene Promotion über die „altengerechte Wohnung“.

Sein Wirken und Einsatz für die traditionsreiche Lehre an der TU München entsprachen dem Ansehen dieser besonderen Münchner Schule. Seine Lehre spiegelt sich in seinen zahlreichen Veröffentlichungen wider, die die Themen Baukonstruktion und Materiallehre betreffen. Seine Lehrtätigkeit wurde 1998 mit der Karl Max von Bauernfeindmedaille ausgezeichnet.

In der nun folgenden, schaffensreichen Periode entstehen viele typische „Huguesbauten“, wie die Jugendtagesstätte in Michelrieth (1984), für die er den Deutschen Holzbaupreis erhielt und zwei in Gestalt und Nutzbarkeit hervorragende Kindergärten in Waldkraiburg (1991 und 1995). 2000 war es an der Zeit, Theodor Hugues nun auch Bauten seiner eigenen Universität an zu vertrauen. Für die Institutsbauten für Medizintechnik in Garching wählte er eine der Aufgabe entsprechende etwas strengere Architektur, die er

aber mit derselben Sorgfalt für Konstruktion, Materialgerechtigkeit und das Detail durcharbeitete.

Erwähnenswert ist seine Leidenschaft, mit der er die Innenarchitektur seiner Bauten bereicherte, insbesondere mit immer neu gestalteten Leuchten.

Trotz seiner beruflichen Beanspruchungen in Lehre und Büro fand er immer Zeit, sich für seinen Berufsstand zu engagieren. Von 1987 bis weit über die Pensionierung hinaus war er für die Bayerische Architektenkammer in der Vertreterversammlung und in vielen Ausschüssen tätig. Sein Lebenswerk wurde 1991 mit der Heinrich Tessenow-Medaille und 2009 mit dem Bayerischen Architekturpreis gewürdigt.

Theodor Hugues ist bescheiden, seine Hilfsbereitschaft äußerte sich in vielen sozialen Bereichen. Sein Umgang mit seinen Studenten, seinen Kollegen und Freunden ist von nie versiegender Freundlichkeit und Geduld geprägt. Er ist treu gegenüber seiner Arbeit und seinen Freunden. Wir wünschen ihm noch viele Jahre, in denen er das Wirken erleben kann, das seine Persönlichkeit hervorruft.

UWE KIESSLER 80

Christoph Sattler

Architekturgeschichtlich beginnt seine planerische Biographie zu Beginn der 1960er-Jahre, als in Deutschland der „Internationale Stil“ und die Prinzipien der Charta von Athen vorherrschten. Ende dieses Jahrzehnts entstand jedoch ein Gegentrend, der manifest wurde, beim letzten Kongress CIAM X oder in Robert Venturis Buch „Complexity and Contradiction in Architecture“ (1966) und Aldo Rossis „L’architettura della citta“ (1966), ein Trend der in PopArt, Postmoderne und Dekonstruktivismus mündete.

Uwe Kiessler begann in diesem Spannungsfeld der architektonischen Positionen sofort mit einem konzeptionellen Bekenntnis zur radikalen Moderne. Sein in der Villa Massimo in Rom entwickelter Vorschlag eines schwebenden Stadtgitters über den Münchner Gleisanlagen reiht sich damit ein in die urbanistischen Utopien der russischen Konstruktivisten, etwa Tatlin und Melnikow, und dann von Yona Friedman und Eckard Schulze-Fielitz. Man spürt seine Leidenschaft für suprematistische Konstruktionselemente, die in der Luft Verbindungen herstellen und die man bei ihm wieder findet im Erco-Zentrum (1986) beim Gruner + Jahr Verlagsgebäude (1988) oder bei den Telekom-Türmen (2005).

Beispielhaft unschematisch ist die Verfeinerung im Umgang mit der Topographie, den räumlichen Sequenzen und dem technischen Detail seiner Bauten. Unschematisch deshalb, weil er sich jede Freiheit für kühne geometrische Abweichungen offenhält. Hierfür ist der aus Kreisen komponierte Grundriss der Münchner Rück und deren Erscheinung im Tucherpark ein zauberhaftes Beispiel. Seine archi-

tektonische Handschrift ist eine technoide. Es entstehen fast ausschließlich Bauten in Aluminium und Glas. Ein Haus in Naturstein käme für Uwe Kiessler nicht in Frage, ebenso wie ihm eine urbane Figur wie das Berliner Hansaviertel ungleich richtiger erscheint, als die Resultate von Hans Stimmanns Berliner Planwerk, die sich als Weiterentwicklung der Europäischen Stadt verstehen.

Seine Architektur ist Ausdruck seines Wesens als Mensch; seine Klarheit und Prinzipientreue, die sich vielleicht aus der aus seiner Familie kommenden und gelebten mennonitischen Form des Protestantismus herleitet.

Er war ein wirkungsvoller Lehrer über 20 Jahre an der Fachhochschule und an der Technischen Universität Münchens trotz oder gerade wegen seiner intensiven Bautätigkeit.

In diesen Zusammenhang gehört ebenso sein leidenschaftlicher Einsatz für den Erhalt oder den subtilen Umbau von modernen Gebäuden der Nachkriegszeit, beinahe weniger aus rechtschaffener Denkmalpflege als vielmehr aus Liebe zur Physis dieser Bauten.

Das gläserne Dach der Kunstsammlung im Düsseldorfer Ständehaus, seine Affinität zu ganz langen schmalen Baukörpern wie bei seinem Entwurf für die Staatskanzlei in München oder dem Wissenschaftszentrum Emscher Park, die geliebten Münchner Innenstadttreffpunkte Stuckvilla und Literaturhaus: viele seiner Gebäude sammeln sich in unserer Erinnerung. Es ist in diesen Jahrzehnten aus seiner Münchner Energiezelle ein bedeutungsvolles, in Deutschland verzweigtes Oeuvre entstanden.

Zu der Geradlinigkeit seines Wesens kommt jedoch ein lyrisches Element hinzu, etwa die endlosen Wanderungen durch die Berge, oft alleine, die Gespräche mit den Hockeyfreunden vom ASV, seine Liebe zur Malerei, zur Skulptur und zum Ambiente der Künstler seiner Generation und das freie Leben in Oberaudorf oder im Unterengadin mit der Architektin Heidi Kiessler, seiner Frau und den Kindern und Enkeln. Kommt man in sein Stadthaus in der Münchner Mauerkircherstraße kann man das konzentrierte Leben dieses Menschen ganz schnell erfassen, mit dem Büro im Erdgeschoss und den Werken von Dan Flavin, Gerhard Richter, Cy Twombly, Sigmar Polke und Blinky Palermo in den oberen Räumen.

Wir Mitglieder des BDA gratulieren Uwe Kiessler zu seinem 80. Geburtstag.

RANDBEMERKT

Bayerns Innen- und Bauminister **Joachim Herrmann** hat ein Programm zur **Stärkung der sozialen Integration** gestartet. Insgesamt stehen mehr als **34 Millionen Euro von Bund und Freistaat Bayern** zur Verfügung, um mit dem neuen „Investitionspakt Soziale Integration im Quartier 2017“ den sozialen Zusammenhalt zu fördern. Herrmann: „Mit dem Programm unterstützen wir Maßnahmen zur Sanierung sozialer Gemeinbedarfs- und Folgeeinrichtungen, wie etwa die Modernisierung von Bürgerhäusern oder kommunalen Bildungseinrichtungen.“ Das Förderverfahren erfolgt analog der Bund-Länder-Städtebauförderung. Für den „Investitionspakt Soziale Integration im Quartier 2017“ stehen bundesweit ab 2017 jährlich 200 Millionen Euro Bundesmittel bereit.

Im Jahr **2016 wurden bayernweit für 74.542 Wohnungen Baugenehmigungen** erteilt oder Genehmigungsfreistellungsverfahren abgeschlossen. Das zumindest zeigen die vorläufigen Ergebnisse des Bayerischen Landesamts für Statistik. Im Vergleich zum Vorjahr sei das eine Zunahme um mehr als 20 Prozent. Das ist die höchste Zahl an Baugenehmigungen eines Jahres seit 1999. Maßgeblichen Anteil an diesem Erfolg habe – so ist aus dem Innenministerium zu vernehmen - die **Signalwirkung des Wohnungspakts Bayern**.

Nach einer auf alle Regionen bezogenen Prognose des Landesamts für Statistik wächst **Bayerns Bevölkerung bis 2035** um insgesamt 5,4 Prozent – von rund 12,8 Millionen Einwohner 2015 **auf voraussichtlich über 13,5 Millionen Einwohner**. Für die Regierungsbezirke Oberfranken und Unterfranken ist ein solches Wachstum nicht ersichtlich.

Im Rahmen ihres monatlichen **Vertragsverletzungspakets hat die Europäische Kommission** im November 2016 die **Klageerhebung gegen Deutschland in Sachen Honorarordnung für die Architekten und Ingenieure (HOAI) beschlossen**. Eine Entscheidung steht noch aus. Die EU-Kommission vertritt nach wie vor die Auffassung, dass die Honorarordnung die Niederlassungsfreiheit durch ihre verbindlichen Mindestsätze behindert. Kammern und Verbände, darunter insbesondere die Bundesarchitektenkammer, die Bundesingenieurkammer und der AHO hatten zuvor mit einer umfangreichen Argumentation die Bundesregierung von der Bedeutung der verbindlichen Honorarordnung insbesondere für die Qualität und damit den Verbraucherschutz überzeugt.

Der **Bundesgerichtshof** hat mit Beschluss vom 16. November 2016 unter Aktenzeichen VII ZR 314/13 eine wichtige Entscheidung für **Planerverträge mit der öffentlichen Hand** gefasst. Danach sind Planerverträge, nach denen die anrechenbaren Kosten für Leistungen der Leistungsphasen 2 bis 4 gemäß der Honorarordnung für Architekten und Ingenieure auf der Grundlage einer genehmigten Kostenberechnung zur Haushaltsunterlage Bau zu bestimmen sind, wegen **unangemessener Benachteiligung des Planers unwirksam**. Die Regelungen des § 7.11 des Vertrags über die Objektplanung sowie des § 6.1.1 des Vertrags über die Planung der Technischen Ausrüstung, nach denen die anrechenbaren Kosten für die Leistungen der Leistungsphasen 2 bis 4 nach § 15 Abs. 2 HOAI a.F. und § 73 Abs. 3 HOAI a.F. auf der Grundlage der genehmigten Kostenberechnung zur Haushaltsunterlage Bau zu bestimmen sind, sind – soweit es sich um von dem Beklagten gestellte Allgemeine Geschäftsbedingungen handelt – gemäß § 9 Abs. 1 AGBG (jetzt § 307 BGB) unwirksam.

Öffentliche Räume – Parks, Plätze, Straßenräume – sind das erweiterte Wohnzimmer der urbanen Gesellschaft. Gut so, schön auch – zumindest ist das die Vorstellung. Das

gilt auch für Wien. **„DIY Stadtanleitung“** heißt das Zauberwort hinter dem sich eine praktische und theoretische Anleitung zur Verschönerung, Veränderung und Belebung der **österreichischen Hauptstadt** verbirgt. Zuvor haben die Wiener Bürger brachliegende Flächen für sich entdeckt und sind mit ihrer Kreativität und Gestaltungswut über jede sich bietende Fläche hergefallen. **Urban Gardening** und allerlei unkontrollierte Guerilla-Aktionen wucherten. Zu kreativ, zu wild und zu überraschend war alles geworden, was in der Stadt passierte. Eine **städtische Gestaltungsanleitung** muss her. Dort ist zu lesen, welche Schritte nötig sind, um das Vorhaben gelingen zu lassen und welche Ämter einbezogen werden müssen. Mit dem Zuzug vieler junger Menschen kam auch ein „Mehr an Gestaltungswillen“ in die Stadt heißt es. Und: „Wer mitgestaltet, bestimmt mit und fühlt sich damit seiner Nachbarschaft stärker zugehörig, versteht sie besser, ist verständnisvoller und tritt sogar für ein besseres Miteinander ein.“ Schöne Worte der Wiener Gebietsbetreuung Stadterneuerung.

Das **Bundesbauministerium** hat 2014 erstmals das Bundesprogramm zur **„Förderung von Investitionen in nationale Projekte des Städtebaus“** mit einem Volumen von 50 Millionen Euro aufgelegt. Seitdem – in den Programmjahren 2014, 2015 und 2016 – wurden insgesamt 84 Premiumprojekte mit Bundesmitteln in Höhe von rund **238 Millionen Euro zur Förderung** in das Programm aufgenommen. Mit dem Bundesprogramm „Nationale Projekte des Städtebaus“ werden investive sowie konzeptionelle Projekte mit besonderer nationaler oder internationaler Wahrnehmbarkeit und hoher fachlicher Qualität gefördert. Dabei geht es vor allem um große, baulich anspruchsvolle und auch experimentelle Vorhaben, die beispielgebend für die Stadtentwicklung in Deutschland sind. **Bayern kann mit knapp 12,7 Millionen Euro Fördermittel für insgesamt vier Projekte rechnen**: das Dokumentationszentrum auf dem ehemaligen Reichsparteitagsgelände in Nürnberg, die Planungen für die Untertunnelung des Englischen Gartens in München, das Kulturquartier Lagarde in Bamberg und die Nachnutzung einer ehemaligen US-Schießanlage in Gerbrunn.

Erwien Wachter

IMPRESSUM

Herausgegeber:
Bund Deutscher Architekten BDA
Landesverband Bayern
Türkenstraße 34
80333 München

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Dr.-Ing. Irene Meissner, Dipl.-Ing. Cordula Rau, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:
Dipl.-Ing. Annemarie Bosch, Erlangen; Dipl.-Ing. Florian Dreher, Architekturtheoretiker und freier Publizist, Karlsruhe; Dipl.-Ing. Karl Ulrich Pfannschmidt, Gerbrunn; Dipl.-Ing. Christoph Sattler, München; Dipl.-Ing. Eberhard Schunck, München; Wolfgang Jean Stock, Autor und Architekturkritiker, München

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Verantwortlich für dieses Heft:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den BDA Bayern erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN